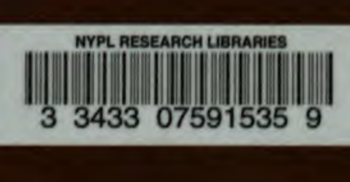
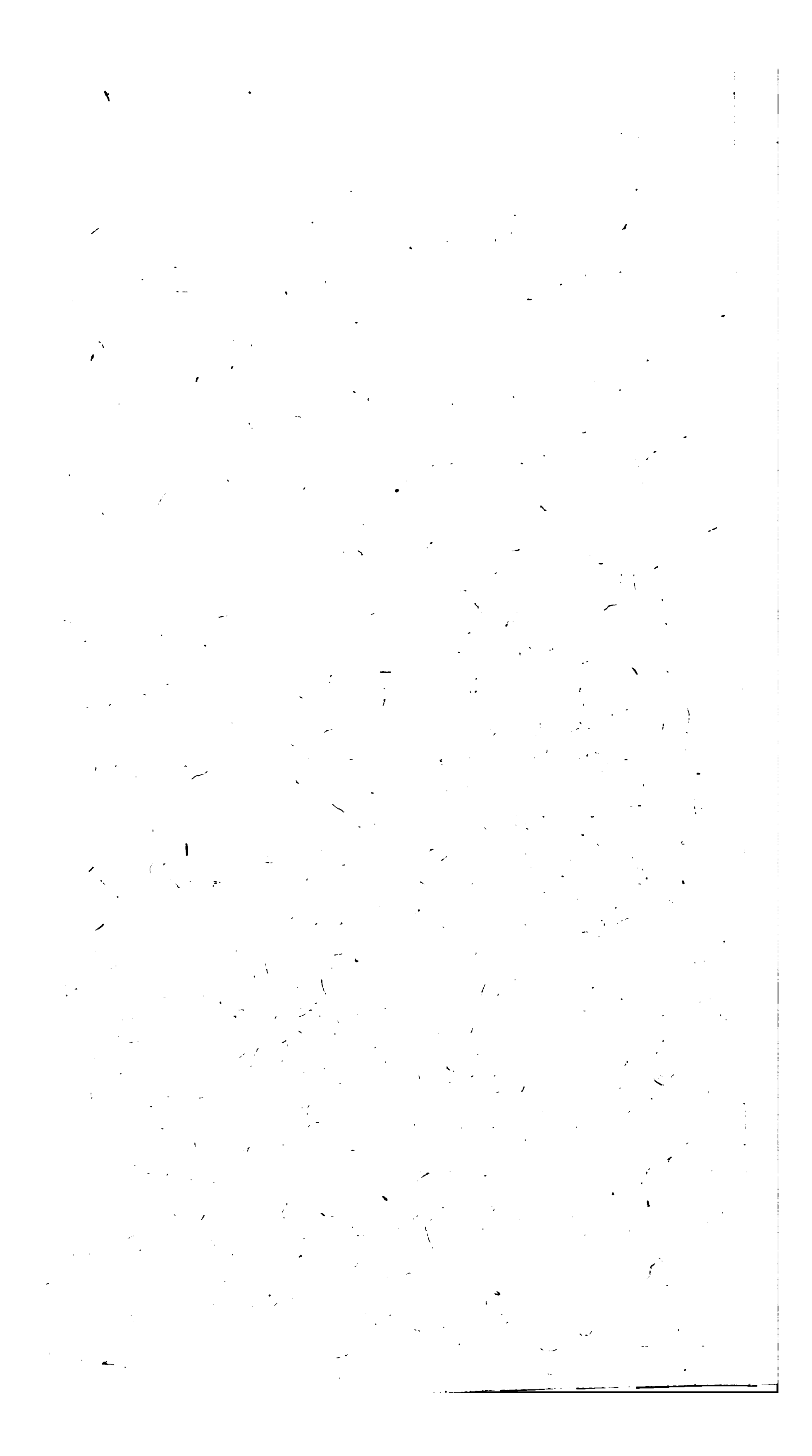

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07591535 9





Sprachvergleichende

UNTERSUCHUNGEN.

Von

Dr. A. Schleicher,
Privatdocenten an der rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität in Bonn.

I.

Bonn.
H. B. König.
1848.

Zur vergleichenden

SPRACHENGESCHICHTE.

Von

A. Schleicher.

Bonn.

H. B. König.

1848.

Sprachvergleichende

UNTERSUCHUNGEN.

Von

Dr. A. Schleicher,
Privatdocenten an der rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität in Bonn.

I.

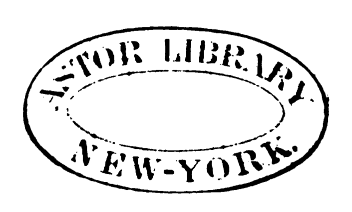
Bonn.
H. B. König.
1848.

Zur vergleichenden

SPRACHENGESCHICHTE.

Von

A. Schleicher.



Bonn.

H. B. König.

1848.

Die vorliegende Abhandlung ist eine lautgeschichtliche Monographie über die Wirkungen, welche j, i und verwandte Laute auf die mit ihnen in Berührung stehenden Consonanten ausüben. Ob ich in der Wahl des Stoffes glücklich gewesen bin oder nicht — diese Frage wäre ich eher geneigt zu meinen Gunsten zu entscheiden, als die andere, ob ich die mir gestellte Aufgabe nun auch nur einigermassen zur Zufriedenheit gelöst. Ueber die Grundsätze, die ich bei der Ausarbeitung befolgen zu müssen glaubte, habe ich mich in der Abhandlung selbst ausgesprochen. Das Altgriechische ist vor den anderen Sprachen in den Vordergrund gestellt worden; anfänglich hatte ich nur diese Sprache im Auge und erst allmählich erweiterte sich der Kreis der zu vergleichenden Sprachen.

So weit es möglich war, sind die aus verschiedenen Sprachen beispielsweise angeführten Wörter mit ihren eigenen Charakteren gedruckt, den orientalischen Schriftzeichen ist jedoch die Umschreibung in lateinische Lettern beigegeben.

Einzelne Zeichen, die in nicht unbeträchtlicher Anzahl vorkommen, sind besonders geschnitten worden. Leider ist bei den virgulirten lettischen und polnischen Buchstaben der Strich oft etwas undeutlich ausgefallen. Für diese Sprachen fehlte es an Typen und es mussten daher gewöhnliche Buchstaben zurechtgemacht werden, was nicht immer vollkommen gelang.

Bonn, den 19. Februar 1848.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Druckfehler.

Seite	9.	lin.	6. v. o.	lies	der statt und
„	23.	„	11. „ „	„	durchlebt
„	32.	„	12. „ „	„	Sprachen
„	35.	„	15. v. u.	„	σ statt ς.
„	36.	„	10. u. 9. v. u.		sind die Kommata nach wird und -orium zu streichen.
„	37.	„	13. v. u.		streiche das Komma.
„	„	„	9. „ „		streiche das Komma.
„	38.	„	12. v. o.		streiche das Komma.
„	41.	„	13. „ „	lies	Erklärung
„	50.	„	3. v. u.	„	घर्म.
„	58.	„	11. „ „		streiche) (nach τέσσαρες.
„	63.	„	6. v. o.	lies	(jûz̆ĕm*), ihr;
„	66.	„	2. v. u.	„	tschi, nach
„	105.	„	5. v. o.	„	Indogerma-
„	106.	„	8. „ „	„	der Pronomina
„	112.	„	9. v. u.	„	(y=j)
„	113.	„	1. v. o.	„	Verbalendung —
„	116.	„	6. v. u.	„	des gj
„	125.	„	2. „ „	„	einzelnen
„	128.	„	7. „ „	„	allmählicher
„	134.	„	17. „ „	„	französ.
„	144.	„	3. v. o.	„	d statt t.
„	147.	„	10. „ „	„	leise

Zur vergleichenden Sprachengeschichte.

Keine Sprache bleibt, so lange sie wenigstens im Munde der Völker ihr Dasein hat, so lange sie eine lebende Sprache ist, längere Zeiträume hindurch dieselbe. Diess lehrt uns die Erfahrung. Sehen wir uns unter den Sprachen um, die wir geschichtlich verfolgen können und wir werden überall diess Factum bestätigt finden. Selbst die chinesische Sprache, die Sprache eines Volkes, das in bizarrer Hartnäckigkeit dem Gange geschichtlicher Entwicklung sich widersetzen zu wollen scheint, selbst diese zeigt eine grosse Verschiedenheit zwischen der neueren Redeweise und den Sprachdenkmälern älterer Zeit, obgleich die chinesische Schrift nur von den Veränderungen, welche nicht bloss lautlicher Natur sind, Kunde zu geben vermag. Oft geht freilich diese fortwährende Veränderung, der Lebensprozess einer Sprache, langsam vor sich, so dafs erst nach dem Verlaufe verhältnissmässig grofser Zeiträume der Unterschied der früheren und der späteren Sprachperiode deutlich erkennbar wird, gänzlich stabil ist aber von den hinreichend bekannten Sprachen keine einzige.

Diese Veränderungen, welchen wir die Sprachen unterworfen sehen, sind entschieden geschichtlicher Art; sie gleichen nicht den Veränderungen, die wir in der uns umge-

kenden Natur beobachten, welche, „so unendlich mannigfaltig sie sind, doch nur einen Kreislauf zeigen, der sich immer wiederholt,“ *) sondern es kommt bei ihnen, wie bei allen Veränderungen, welche auf dem geistigen Boden vorgehen, stets Neues, früher nicht Dagewesenes zum Vorschein. Wie sollte auch die Sprache, die durch so enge Bande mit dem Geiste des Menschen verknüpft ist, einen anderen Weg gehen als dieser und dem Gange der Organismen der Natur folgen, bei welchen dasselbe Leben wieder da Platz greift, wo es eben geendet hat, um den unzählige Male sich in seiner Identität wiederholenden Lauf von Entstehung zu Vernichtung von Neuem durchzumachen. Eine Generation von Pflanzen oder Thieren gleicht der anderen, der Vogel baut sein Nest heute zu Tage ebenso geschickt, aber auch nicht im mindesten kunstfertiger, als vor Jahrhunderten, nur der Mensch geht zu immer neuen Gestaltungen seines Wesens über und zwar hauptsächlich in geistiger Beziehung. Die Kunstfertigkeit der Thiere hat keine Geschichte, wohl aber die menschliche Kunst, ebenso verhält es sich mit den bedeutungsvollen Lauten, die man auch bei den Thieren gewissermassen Sprache nennen könnte. Die Nachtigall äussert ihre Gefühle noch jetzt durch dieselben Töne wie in der Vorzeit, ganz anders verhält es sich mit der Sprache beim Menschen. Die Sprache ist speciell menschlich, geistig, sie bietet daher in ihrem Verlaufe die grössten Analogien mit der Geschichte, in beiden zeigt sich ein stetiges Fortschreiten zu neuen Phasen. Ueberall nun, wo sich Gesetze zeigen, wie z. B. in allem geschichtlichen Werden, d. h. wo eine bewusste oder unbewusste Vernunft, wo etwas der menschlichen Vernunft Homogenes auftritt, da kann dieses von Letzterer gefasst und in Worten ausgesprochen werden. Das ist es eben, was die Geschichte zur Geschichte macht, das Gesetzmässige, begrifflich zu Fassende

*) Hegel.

in der stetigen Veränderung. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben diess näher zu bestimmen. Für jetzt genügt es uns auch für die Geschichte der Sprache diese aller Geschichte zukommende Vernunftmässigkeit und Darstellbarkeit in Anspruch zu nehmen.

Wenn wir so die Sprache als ein zum geistigen Wesen des Menschen Gehöriges betrachten und ihr demzufolge eine Geschichte zusprechen müssen, so ergiebt sich mit Nothwendigkeit sogleich noch eine nähere Bestimmung für diese Geschichte der Sprache. Der Mensch aller Zeiten und Zonen hat, bei aller Verschiedenheit, doch viel Uebereinstimmendes und Gemeinsames. Das Wesen des Menschen ist ja nothwendigerweise in seinen Hauptmomenten überall dasselbe. Diess zeigt sich nun in der Sprache auf schlagende Weise, zeigt sich aber eben so auch in der Geschichte. Die Geschichte aller Nationen schlägt im Ganzen und Grossen denselben Entwicklungsgang ein; mit demselben Rechte, mit welchem wir die Sprache zum geistigen Wesen rechnen, nehmen wir eine solche Uebereinstimmung in der geschichtlichen Entwicklung auch für sie in Anspruch. Dieser Voraussetzung zufolge ist also eine vergleichende Betrachtung der Sprachengeschichte eben so gut in ihrem Rechte, als eine vergleichende Betrachtung der Geschichte überhaupt.

Eine solche Behandlung der Sprachengeschichte wird sich ihren Kreis möglichst weit beschreiben, möglichst viele Sprachen in ihren Bereich zu ziehen suchen, um sich der allgemeinen Gültigkeit ihrer Resultate nach Kräften zu versichern. Alles Einzelne wird in ihr nur als in übereinstimmender oder gegensätzlicher Beziehung zum Allgemeinen stehend in Betracht kommen. Diese wenigstens erstrebte Universalität, dieses Allgemeine ist es nun, welches die Sprachengeschichte einer philosophischen Geschichte nahe bringt, denn das Allgemeine ist gerade das Philosophische. Sie stimmt darin mit der Geschichtsdarstellung besondrer Sphären des menschlichen Geistes überhaupt, — wie der Re-

ligion, der Kunst u. s. w. — zusammen, welche, obgleich mehr reflectirend als speculativ, doch wenigstens durch die in ihr zur Sprache kommenden allgemeinen Gesichtspuncte an die Philosophie herantritt *).

Den Satz also, dafs die Sprachen eine im Wesentlichen übereinstimmende Geschichte haben, dürfen wir wohl, als aus der Natur des menschlichen Wesens folgend, unbedenklich annehmen. Damit ist aber nur etwas ganz Allgemeines ausgesagt. Es fragt sich nun, welcher Art denn diese Geschichte sei, in welcher Weise der geschichtliche Process der Sprachen verlaufe, ob er dem anderswoher bekannten Gange der Geschichte überhaupt völlig analog sei, oder ob und in wie fern er davon abweiche. Vergegenwärtigen wir uns zuerst das Wesen der geschichtlichen Entwicklung im Allgemeinen und sehen wir sodann, wie sich die Geschichte der Sprachen dazu verhält.

Das, was sich in jeder Geschichte zeigt, eben weil es das Wesen der Geschichte selbst ausmacht, ist das successive Hervortreten der Momente, die zusammengenommen den Begriff des sich geschichtlich entfaltet Habenden bilden. Was in der systematischen Betrachtung neben einander erscheint, das tritt in der Geschichte nach einander auf; was dort Moment ist, ist hier Periode. Natürlich, denn das System ist die Darstellung des Seienden, die Geschichte die des Werdenden, das Sein aber setzt das Werden voraus; das, was ist, ist geworden und im Begriffe des Werdens liegt ja gerade das Successive. Keine Periode im geschichtlichen Werden wird durch die folgende vernichtet, die folgende bringt nur etwas Neues zu dem schon Bestehenden hinzu, wodurch freilich das Frühere mehr oder minder verändert wird: in jeder höheren Entwicklungsstufe sind sämmtliche frühere als aufgehobene Momente enthalten. Wenn aber die nach einander eintretenden Momente fortbestehen, so

*) Hegel, Einleitung zur Philosophie der Geschichte.

treten sie sofort in das Verhältniss des Nebeneinander: die Identität von Geschichte und System ergiebt sich von selbst. Es gilt also bei dieser materiellen Identität von System und Geschichte der Schluss vom Einen auf das Andere, ist mir nur das Eine bekannt, so mag ich aus ihm das Andre mit Sicherheit erschliessen; oder vielmehr, es bedarf gar keines Schlusses, sondern nur einer veränderten Anschauung oder Darstellung, eines formellen Umgiessens.

Bemerken wir z. B. bei einer systematischen Betrachtung des organischen Lebens als Hauptmomente seines Begriffs, als Haupttheile, die mineralischen, vegetabilischen und animalischen Organismen, so werden sich, wenn wir das Nebeneinander des Systems in das Nacheinander der Geschichte verwandeln, drei Hauptabschnitte ergeben, deren jeder durch eines jener oben genannten Momente charakterisirt wird. Fragen wir, in welcher Ordnung jene Momente des Begriffs, jene Theile des Systems in der geschichtlichen Entwicklung aufgetreten sind, so dürfen wir nur untersuchen, in welcher Weise von den Momenten eines das andere schon in sich befasst, voraussetzt, um die richtige Reihenfolge zu finden. Wir sehen, um bei dem erwähnten Beispiele zu bleiben, wie die Pflanze das Mineral als aufgehobenes Moment, als Voraussetzung hat, das Thier dagegen die Pflanze und wir werden somit in der geschichtlichen Entwicklung mit vollem Rechte den mineralischen Organismus, die Krystallisirung, als das Erste, die Pflanze als das Zweite, das Thier als das Dritte hinstellen; eine Annahme, die durch die fossilen Reste früherer Perioden der Entwicklung unseres Planeten nur bestätigt wird. Eben dasselbe Verhältniss von System und Geschichte zeigt sich auch innerhalb der rein geistigen Sphäre. Ich erinnere nur an die Geschichte der Philosophie, in welcher ebenfalls das nach einander eintritt, was das System gleichsam im Querdurchschnitte zeigt; dasselbe gilt übrigens von der Geschichte jeder speciellen Sphäre menschlicher Geistesbethätigung. In

der Geschichte der Philosophie kommt namentlich das Fortbestehen der früheren Perioden in den späteren — das Aufgehobensein in denselben — recht schlagend zur Anschauung.

Ist diess nun das Charakteristische der Geschichte überhaupt, dass sie uns das Nebeneinander des Systems, die Momente des Begriffs als ein Nacheinander, als Perioden vorführt, so fragt es sich nun, ob und wie weit diess in der Geschichte der Sprachen stattfinde. Ehe wir hierauf näher eingehen, müssen wir uns erst darüber verständigt haben, welches denn die Hauptheile des Systemes der Sprachen, also die Hauptmomente des Begriffes der Sprache, seien; dann erst können wir die Geschichte der Sprachen darauf ansehen, ob in ihnen sich diess System in der eben beschriebenen Weise wiederfinde.

Eine Eintheilung der Sprachen ist es also, was wir zunächst bedürfen *). Das Wesen der Sprache aber, des lautlich-articulirten Ausdrucks des geistigen Lebens wird unstreitig mit Recht in dem Verhältnisse gesucht, in welchem Bedeutung und Beziehung zu einander stehen; durch die Art und Weise wie jede Sprache Bedeutung und Beziehung lautlich ausdrückt, wird sie charakterisirt; es lässt sich ausser jenen Beiden durchaus kein drittes das Wesen der Sprache bildendes Element denken. In Bedeutung und Beziehung geht die Sprache auf. Vom lautlichen Ausdrucke Beider hängt zwar zunächst nur die Wortbildung, von dieser aber (Wortbildung im weitesten Sinne genommen) der Bau des Satzes und somit Alles ab. Oder vielmehr Wort- und Satzbildung stehen in der strengsten Wechselwirkung, desswegen kann man mit Recht sagen, dass durch die Wortbildung, durch das Verhältniss, in welchem die lautliche

*) Die hier gegebene Eintheilung der Sprachen ist W. v. Humboldts Einleitung in die Kavisprache entnommen. — Beiläufig bemerke ich, dass mir Schasslers Arbeit über Humboldt erst zuging, als der Druck bereits begonnen hatte.

Bezeichnung der Bedeutung zu der der Beziehung steht, eine Sprache charakterisirt werde. Ganz anders werden z. B. die Sätze in einer Sprache gestaltet sein, welche Conjugation und Declination besitzt, als in einer solchen, welcher diese Bildungen fehlen. Die Bedeutung ist das Materielle, die Wurzel; die Beziehung das Formelle, die an der Wurzel vorgenommene Veränderung. Der lautliche Ausdruck der Beziehung — niemals aber die Beziehung selbst — kann denkbarer Weise ganz fehlen, der Laut durch Stellung im Satze, durch Accent (im Sinne der einsylbigen Sprachen) u. s. w. in eine Beziehung gesetzt werden *).

Diess Letztere findet nun auch wirklich in den einsylbigen Sprachen, dem Chinesischen und den einsylbigen Sprachen Hinterindiens, statt. Hier gilt als Prinzip, dass lautlich bloss die Bedeutung und zwar in einem einheitlichen Laute ausgedrückt wird, die Beziehung aber der Stellung jener Laute und vorzüglich dem Accente überlassen bleibt. Dass sich schon Spuren von Zusammensetzung zweier solcher Laute finden, von denen einer zum Ausdrucke der Beziehung dient, thut jenem Prinzipe keinen Eintrag; denn überall, wo eine solche Verknüpfung zweier Worte stattfindet, ist der die Beziehung ausdrückende Laut als ein ursprünglicher Bedeu-

---

*) Das Ursprünglichste, die Bedeutungslaute — denn auch die Beziehungslaute sind, soweit sie selbstständig auftreten und nicht als blosse Modificationen der Wurzel erscheinen, aus Bedeutungslauten entstanden — noch weiter analysiren und das Verhältniss von Laut zu Bedeutung ergründen zu wollen, scheint ein fruchtloses Beginnen. Das Gefühl für die Congruenz des Lautes mit einer bestimmten Vorstellung ist wohl unerklärlich, es ist gewissermassen die erste künstlerische Bethätigung des Geistes, die der Verstand nicht zu ergründen vermag. Auch bei der historischen Betrachtung der Sprache werden wir das Vorhandensein von Bedeutungslauten, also eine, wenn auch die einfachste Sprache immer als gegeben voraussetzten. Ohne Sprache ist eben der Mensch nicht Mensch.

tungslaut aufzufassen; so sehr Beziehung und Bedeutung Gegensätze sind, so nahe berühren sie sich auf der anderen Seite wieder. Die Bedeutungslaute (Wurzeln) aller Sprachen sind wohl einsylbig *), es scheint diess in ihrem Wesen begründet: die geistig einheitliche Vorstellung wird auch durch eine Lauteinheit ausgedrückt. Daher sind Sprachen, die nur die Bedeutung lautlich ausdrücken, einsylbig. Das Wort ist hier durchaus nicht gegliedert, es gleicht dem einfachen Krystall, der uns ebenso als strenge Einheit erscheint im Gegensatze zu den gegliederten höheren Organismen von Pflanze und Thier.

So wie nun zu dem Bedeutungslaute der Wurzel andre Laute antreten um die Beziehung auszudrücken, entsteht ein ganz andrer Sprachcharakter. Hier nämlich bleibt zwar der Bedeutungslaut dem Prinzipe nach ganz unverändert, aber die Beziehung ist nicht, wie in den eben besprochenen Sprachen, implicite mit dem Bedeutungslaute gesetzt, d. h. gar nicht lautlich ausgedrückt, sondern vielmehr sehr äusserlich und sinnfällig der Wurzel angehängt. Die Laute, welche die Beziehung ausdrücken, sind ursprünglich selbständige Wurzeln, Bedeutungslaute, die dann aber sehr oft nur in Verbindung mit anderen Wurzeln vorkommen, überdiess nicht selten lautlich sehr entstellt werden und daher in der Regel

*) Wenn man den einfachsten Gestaltungen der Wurzeln, wenigstens der indogermanischen Sprachen nachgeht — ein freilich sehr gefahrvolles Beginnen — so stellt sich eine grosse Analogie mit dem Wortbaue der chinesischen Sprache heraus; ich meine in Beziehung auf die Auslaute, da auch für die indogermanischen Wurzeln die Vermuthung nicht zu gewagt erscheint, dass sie ursprünglich keine consonantischen Auslaute gehabt. Ob diese Urlaute, die Wurzeln, auch materiell bei allen Sprachen dieselben seien und diess als Factum angenommen, ob man diess dann aus der Uebereinstimmung des menschlichen Wesens zu erklären, oder alle Sprachen aus einer gemeinsamen Quelle herzuleiten habe — die sich freilich wegen

in ihrer Grundbedeutung und Grundform nicht leicht mehr erkennbar sind.

Der Uebergang von der ersten Classe von Sprachen zu dieser zweiten ist begreiflicherweise ein sehr allmähliger; zwischen der Zusammensetzung zweier Bedeutungslaute und und Agglutination eines zum Beziehungslaut herabgesunkenen ursprünglichen Bedeutungslautes ist kein grosser Unterschied und doch stehen beide Arten wieder in dem oben ausgesprochenen schroffen Gegensatze. Der agglutinirenden Sprachen giebt es nun eine grofse Anzahl und man könnte hier leicht Unterabtheilungen machen. In diese Sprachklasse fällt z. B. der ganze grosse tatarische Sprachstamm, der sich vom östlichsten Asien bis tief herein nach Europa erstreckt, zu dem das Mandschu, Mongolische, Türkische in zahlreichen Dialecten, Magyarische, Finnische mit der ganzen nach ihm benannten Sprachenfamilie, Ehstnische, Lappische gehört; der dekhanische Sprachstamm, dessen Hauptsprachen Telinga, Tamulisch, Karnataka, Malabarisch und Singhalesisch sind; der weitausgebreitete malayische Sprachstamm; ferner die zahlreichen polysynthetischen Indianersprachen Amerika's, mit denen das Baskische wenn auch nur formelle Aehnlichkeit hat; das Koptische u. s. w. u. s. w. *) In allen diesen Sprachen gliedert sich das Wort in Theile, die von einander unterschieden sind, aber diese Gliederung ist ursprünglich nur eine Verbindung mehrerer Wortindividuen (Bedeutungslaute), „für welche das eine ganze Individuum mehr nur der Boden, als subjective Einheit von Gliedern

---

der grossen Verschiedenheit der Sprachen lange vor der Ausbildung zu einer wirklichen Sprache und so frühe zertheilt haben müsste, dass der gemeinsame Ursprung der verschiedenen Bäche aus einem Borne nur für diejenigen Wichtigkeit haben könnte, denen die Herleitung des gesammten Menschengeschlechts von einem Adam am Herzen liegt — wer möchte hierüber etwas Massgebendes vorzubringen wissen?

*) Einen wesentlichen Unterschied, so dass statt drei Klassen

ist" *), was ebensogut von diesen Wortgebilden gilt, als von dem Organismus der Pflanze, welchen der Philosoph mit den eben angeführten Worten charakterisirt. Die Pflanze nimmt unter den Organismen dieselbe Stelle ein, wie die agglutinirenden Sprachen im Reiche der Sprachen. Vereinzelte Erscheinungen, welche schon einer gleich zu besprechenden, höheren Sprachordnung angehören, finden sich in einigen dieser Sprachen — sie bilden die Mittelglieder zwischen der eben erwähnten und der folgenden Klasse.

War die erste Klasse von Sprachen dadurch charakterisirt, dass sie die Bedeutung allein lautlich ausdrückt, während die zweite die Beziehung ebenfalls lautlich bezeichnet und dem Wurzellaute lose anfügt, so ist nur noch ein Drittes denkbar, nämlich die Rückkehr zur lautlichen Einheit von Bedeutung und Beziehung, aber nicht in jener Weise, dass die Bedeutung allein lautlich dargestellt wird, sondern beide Elemente haben nunmehr ihren lautlichen Ausdruck, jedoch zur Einheit des Wortes verbunden, wie ja auch geistig Beziehung und Bedeutung sich durchdringen. War das Erste die differenzlose Identität von Beziehung und Bedeutung, das reine Ansich der Beziehung, das Zweite die Differenzirung in Beziehungs- und Bedeutungslaute — das Heraustreten der Beziehung in ein gesondertes, lautliches Dasein für sich — so ist das Dritte das Aufheben jener Diffe-

vier anzunehmen wären, kann ich zwischen den Sprachen, welche W. von Humboldt einverleibende und agglutinirende genannt hat, nicht finden. Beiden gemeinsam ist das Princip der losen Anfügung; denn in die Wurzel selbst wird, meines Wissens wenigstens, auch in den einverleibenden Sprachen Nichts eingeschoben, sondern dieselbe nur hier und da verkürzt; die Einschiebungen treten z. B. nur zwischen Pronomen und Verbalwurzel etc., also eigentlich nicht in das Wort (Wurzel), sondern nur in die Fugen eines aus mehreren Wörtern zusammengesetzten Wortes.

*) Hegel, Naturphilosophie.

renz, das sich Zusammenschliessen derselben, die Rückkehr zur Einheit, aber zu einer unendlich höheren Einheit, weil sie aus der Differenz erwachsen, diese zu ihrer Voraussetzung hat und als aufgehoben in sich befasst. Bedeutung und Beziehung sind hier lautlich ausgedrückt und dennoch die Worteinheit bewahrt. Hierher gehören die flectirenden Sprachen und was eben von dieser letzteren Sprachklasse gesagt ward, ist nichts als die Darlegung des Wesens der Flexion. Erst hier ist im Organismus des Wortes eine eigentliche, wahre Gliederung entwickelt; das Wort ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Glieder. Die flectirenden Sprachen entsprechen so dem animalischen Organismus, von welchem dieselbe Bestimmung gilt. An Uebergängen von der vorigen zu dieser Klasse fehlt es so wenig, als an Uebergängen von Pflanze zu Thier. Diese Uebergangsformen sind eben die Sprachen, in welchen neben dem einen Prinzip auch das andere hier und da hervortritt; wie es denn namentlich bei manchen agglutinirenden Sprachen der Fall ist, dass sie flexionsartige Formen bieten, wie oben schon erwähnt.

Die Flexionssprachen sind nun die Sprachen der eigentlich welthistorischen Nationen. Sie spalten sich in zwei Sprachstämme, den indogermanischen und den semitischen. Alles, was wir in irgend einer Sphäre des menschlichen Geistes Bedeutendes kennen, ist auf einem dieser beiden Gebiete entsprossen. Inder, Perser, Griechen, Römer, Germanen waren bisher die Träger der Kultur, unter den noch übrigen indogermanischen Sprachfamilien, den Slawen, Letten und Celten ist vielleicht der ersteren jene Rolle noch vorbehalten, während die letzteren beiden, numerisch geringer, sich unter der Botmässigkeit anders redender Nationen allmählich zu verlieren drohen. Unter den Semiten stehen die Hebräer und Araber oben an. Die Blüthe der Aramäischen Familie des semitischen Stammes fällt in das höchste Alterthum und ist daher von ihrer Geschichte wenig, von ihrer Litteratur

nichts erhalten und die übrigen kleineren semitischen Stämme haben sich in Litteratur und Geschichte weniger hervorgethan.

Den Gegensatz, in welchem das Indogermanische und Semitische stehen und der wohl im Ganzen und Grossen genommen darin besteht, dass das Erstere die Beziehung mehr durch ein Wachsen des Wortes nach Aussen, das Letztere mehr durch innere Veränderung ausdrückt — wozu noch kommt, dass das Indogermanische die Flexion consequenter durch den ganzen Bau der Grammatik durchgeführt hat — brauche ich hier nicht näher zu entwickeln, da es sich nur um die Grundzüge des Systems handelt.

Ausser den erwähnten drei Verhältnissen, in welche die lautlichen Ausdrücke von Bedeutung und Beziehung zu treten vermögen, ist nun kein anderes möglich. Wir haben bisher die Bedeutung allein lautlich ausgedrückt gesehen in den einsylbigen Sprachen, die Bedeutung und Beziehung lautlich bezeichnet in den agglutinirenden und flectirenden Sprachen, in ersteren durch loses Anfügen der Beziehungslaute an die Wurzeln, in letzteren durch ein Zusammenschmelzen der lautlichen Bezeichnung von Bedeutung und Beziehung zu untrennbaren Wortindividuen. Es leuchtet ein, dass die beiden letzten Klassen unter sich einander näher stehen, als der ersten. Sie unterscheiden sich ja bloss durch das Verhältniss, in welches sie die Bedeutungslaute zu den Beziehungslauten treten lassen, während der ersten Klasse der eine dieser beiden Factoren gänzlich abgeht. Eine dritte grosse Hauptklasse, welche nur die Beziehung lautlich ausdrückte, nicht aber die Bedeutung, ist undenkbar. Es ist demnach in den eben genannten Arten sprachlicher Entwicklung der Kreis der Sprachformen abgeschlossen.

So hätten wir also das System der Sprachen in seinen allgemeinsten Umrissen vor uns. Dieses System erwarten wir nun in der Geschichte wieder zu sehen. Was scheint natürlicher, als dass sich die Sprachen von der Einsylbigkeit

zum lautlichen Ausdruck von Beziehung und Bedeutung entwickelt haben? Das System selbst scheint eine Geschichte der Sprachentwicklung zu sein. Sehen wir aber doch einmal die uns geschichtlich bekannten Sprachen darauf an, ob sie diesen Weg eingeschlagen, ob sie vom Unvollkommnen, Unbehülflichen zum Vollkommneren fortgeschritten sind.

Wir können z. B. die römische Sprache lange Zeit hindurch geschichtlich verfolgen, auch die chinesische Sprache bietet Denkmale sowohl neuerer als längst vergangener Jahrhunderte. Ich wähle mit Absicht Beispiele aus ganz disparaten Sprachsphären. Wo zeigt sich aber ein Fortschritt, wo tritt eine Entwicklung hervor, die dem Systeme adäquat wäre? Ist etwa das Altlateinische einsylbig, das Mittellateinische agglutinirend, das Romanische flectirend — das Altchinesische einsylbig, das Neuchinesische auf einer höheren Sprachstufe stehend? Keineswegs. Schon die ältesten römischen Sprachdenkmale zeigen uns eine vollkommen flectirende Sprache, deren allmählige Entstellungen zum Romanischen in seinen verschiedenen Arten hinführen und das neueste Chinesisch ist nicht minder einsylbig als das älteste.

Es ist in der That unter allen den Sprachen, welche wir längere Zeit hindurch in ihrem Verlaufe verfolgen können, keine einzige aufzufinden, von der wir nur sagen könnten, dass sie sich entwickelt, dass sie vollkommner geworden sei — geschweige denn, dass sich in ihrer Entwicklung der oben beschriebene Gang erkennen liesse. Wende man mir nicht ein, unsere heutigen, neueren Sprachen seien passender für den Ausdruck unserer Gedanken und Gefühle als die alten und daher vollkommener als diese. Eine Sprache, die nicht auf dem Boden unseres Jahrhunderts, unserer Geistesbildung, erwachsen ist, kann auch unmöglich passend zum Träger eben dieses geistigen Wesens gebraucht werden, die Sprache mag noch so reich an grammatischen Formen sein. Uebrigens stellen sich unsre neueren Sprachen noch viel schwerfälliger an, wenn sie die Werke der griechischen

und römischen Litteratur wiedergeben sollen. Man verglei- che aber einmal z. B. die italiänische Flexion mit der latei- nischen und man wird sogleich sehen, dass die erstere nur Reste von dem Reichthume der früheren Sprachperiode be- wahrt hat, dass der Bau ihrer Grammatik nicht zu ver- stehen ist, ohne auf das Ursprünglichere, von dem er ab- geleitet ist, zurückzugehen. So hat ja, um nur an diess Eine zu erinnern, das Italiänische sämmtliche Casus eingebüsst, sie müssen durch Präpositionen umschrieben werden; eine Ver- kümmerung, die dasselbe bekanntlich mit zahlreichen andern neueren Sprachen gemein hat. Je höher ins Alterthum hinauf wir dagegen eine Sprache verfolgen, desto reicher wird ihr grammatischer Bau, desto leichter erkennbar wird die Be- deutung der Laute.

Die Geschichte der Sprachen scheint also auf den er- sten Blick den entgegengesetzten Weg aller sonstigen Ge- schichte eingeschlagen zu haben. Während Geschichte im Allgemeinen einen Entwicklungsgang, ein Entfalten immer neuer Momente bezeichnet, würde sie hier nur ein Herabsinken von ursprünglicher Vollkommenheit sein. Eine solche ein- zelne Ausnahme wäre denn nun doch unerklärlich. Sehen wir deshalb einmal genauer zu, ob der sprachengeschicht- liche Verlauf uns auch vollständig in Documenten vorliegt, oder ob vielleicht nur unsere beschränkte empirische Kennt- niss desselben ihn in der oben angeführten Weise erscheinen lasse.

Das ist ausgemachte Wahrheit: in historischen Zeiten gehen die Sprachen abwärts. Wir sehen zu geschichtlichen Zeiten keine Sprache weder entstehen noch sich vervoll- kommen. Ist diess denn aber überhaupt möglich? Kann eine Sprache in geschichtlichen Zeiten entstehen, muss nicht vielmehr die Sprache erst fertig sein, ehe Geschichte mög- lich ist, die Entwicklung der Sprache also nothwendig in die vorhistorische Zeit fallen?

Hören wir zuerst was der Philosoph über das Ver-

hältniss von Geschichte zu den vorhistorischen Zeiten überhaupt sagt. Als Bedingung der Geschichte stellt Hegel das Bewusstsein des Geistes von seiner Freiheit auf und führt dann also fort: *) „Um solcher Bedingung einer Geschichte willen ist es auch geschehen, dass jenes so reiche, ja unermessliche Werk der Zunahme von Familien zu Stämmen, der Stämme zu Völkern, und deren durch diese Ausdehnung herbeigeführte Ausbreitung, welche selbst so viele Verwickelungen, Kriege, Umstürze, Untergänge vermuthen lässt, ohne Geschichte sich nur zugetragen hat; noch mehr, dass die damit verbundne Verbreitung und Ausbildung des Reichs der Laute selbst stumm geblieben, und schleichend geschehen ist. Es ist ein Factum der Monumente, dass die Sprachen im ungebildeten Zustande der Völker, die sie gesprochen, höchst ausgebildet geworden sind, dass der Verstand sich sinnvoll entwickelnd ausführlich in diesen theoretischen Boden geworfen hatte. Die ausgedehnte, consequente Grammatik ist das Werk des Denkens, das seine Kategorien darin bemerklich macht. Es ist ferner ein Factum, dass mit fortschreitender Civilisation der Gesellschaft und des Staats diese systematische Ausführung des Verstandes sich abschleift und die Sprache hieran ärmer und ungebildeter wird — ein eigenthümliches Phänomen, dass das in sich geistiger werdende, die Vernünftigkeit heraustreibende und bildende Fortschreiten jene verständige Ausführlichkeit und Verständigkeit vernachlässigt, hemmend findet und entbehrlich macht. Die Sprache ist die That der theoretischen Intelligenz im eigentlichen Sinne, denn es ist die äusserliche Aeusserung derselben. Die Thätigkeit der Erinnerung und der Phantasie sind ohne die Sprache unmittelbare Aeusserungen. Aber diese theoretische That überhaupt, wie deren weitere Entwicklung; und das damit verbundene Konkretere der Völkerverbreitung, ihrer Abtrennung von einander, Ver-

*) Philosophie der Geschichte, Einleitung p. 61.

wicklung, Wanderung) bleibt in das Trübe einer stummen Vergangenheit eingehüllt; es sind nicht Thaten des selbstbewustwerdenden Willens, nicht der sich eigentliche Wirklichkeit gebenden Freiheit."

Hegel erkennt demnach auch als Thatsache, dass Sprachbildung und Geschichte nicht zu gleicher Zeit stattfinden, im Fortschritte der Geschichte vielmehr die Sprache sich abschleife. Geschichte und Sprachbildung sind demnach sich ablösende Thätigkeiten des menschlichen Geistes.

Die Bildung der Sprache, die aufsteigende Geschichte ihrer Entwicklung fällt in die vorhistorische Periode der Völker; es giebt, wie schon gesagt, kein historisches Beispiel einer sich bildenden Sprache *). In der historischen

*) v. Humboldt hält zwar das Entstehen der romanischen Sprachen für ein wirkliches Hervorbringen neuer Organismen, für eine Entfaltung eines frischen, lebendigen Keimes und stellt diese Entstehungsepoche so ziemlich auf gleiche Stufe mit der der historischen Beobachtung entrückten Sprachschöpfung (Einleitung zur Kavispr. p. 49.). Allerdings entzieht sich auch diese Sprachentwicklung unsrer Beobachtung, doch nicht in dem Masse, wie wirkliche Sprachschöpfung; dafs überhaupt die Entstehung neuerer Sprachen aus älteren Elementen durchaus nicht in eine Reihe gestellt werden kann mit jener ursprünglichen Entstehung der Sprachen, ist an sich klar. Solche Beispiele von späterer Sprachentwicklung — vielmehr rapiden Sprachverfalls, allerdings nach immanenten Gesetzen, wie das Altern jedes Organismus dergleichen bietet — beweisen Nichts gegen den Satz, dafs mit dem Anfange der Geschichte die Spracherzeugung aufgehört hat. Humboldt sagt desshalb mit vollem Rechte: „der Kreis dieser Urformen (der Sprache) scheint geschlossen zu sein, und in der Lage, in der wir die Entwicklung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können." Und ferner (a. a. O. p. 28.): „dem Hervorbrechen neuer Sprachen war eine bestimmte Epoche im Menschengeschlechte, wie im einzelnen Menschen, angewiesen", so dafs wir also (p. 48.) „aus der Erfahrung keine Sprachschöpfung kennen."

Periode ist die Sprachengeschichte die Geschichte des Verfalls der Sprachen als solcher in Folge ihrer Knechtung durch den Geist. In der Sprache erscheint der Geist sowohl der Menschheit im Allgemeinen, als der eines jeden Völkerstammes im Besonderen in seinem Anderssein, daher das Wechselverhältniss von Nationalität und Sprache; derselbe Geist, der später in seiner geschichtlichen Freiheit die Nationalität erzeugte, brachte früher in seinem Hingegebensein an den Laut die Sprache hervor. Ebenso erscheint der Weltgeist in der Natur in seinem Anderssein — es ist diess der erste Schritt nach dem reinen Ansich; in dem Masse als der Geist aber zu sich selbst kommt, für sich wird, schwindet jenes Anderssein, zieht er sich aus ihm zurück, wendet ihm seine Thätigkeit nicht mehr zu. Was die vormenschliche Periode in der Geschichte unseres Erdballs, das ist die vorhistorische in der Geschichte des Menschen. In ersterer fehlte das Selbstbewusstsein, in der letzteren die Freiheit desselben; in ersterer war der Geist gebunden in der Natur, in letzterer im Laute, daher dort die Schöpfung des Reiches der Natur, hier die des Reiches der Laute. Anders in unserer Weltperiode, in welcher sich im Menschen der Geist concentrirt und der Menschengeist sich aus den Lauten herausgezogen, frei gemacht hat. Die mächtige, gewaltsam thätige, von schöpferischer Potenz strotzende Natur früherer Weltperioden ist in unserer jetzigen zur Reproduction herabgekommen, sie erzeugt nichts Neues mehr, nachdem der Weltgeist im Menschen aus dem Anderssein zu sich gekommen; seitdem der Menschengeist — und der Mensch ist und bleibt doch der Microcosmus — zu sich kam in der Geschichte, ist's aus mit seiner Fruchtbarkeit im bewusstlosen Erzeugen seines concreten Bildes, der Sprache. Seitdem wird auch sie nur reproducirt, aber in den Sprachgenerationen zeigt sich eine immer mehr um sich greifende Entartung.

Je freier sich der Geist entfaltet in der Geschichte,

desto mehr entzieht er sich der Sprache, daher schleifen sich ihre Laute ab, verliert sich ihr Formenreichthum. Alles irgend Entbehrliche kommt in Abgang, ein Streben nach Vereinfachung tritt überall deutlich hervor. Wie die Erde, nach Erschaffung des Menschen, so ist die Sprache nach dem Eintreten der Geschichte ein Leichnam, preisgegeben dem Einflusse den auf jene höhere Organismen, auf diese der Geist ausüben. So wie in der Sprache die einzelnen Lautelemente nicht mehr in ihrer Bedeutung gefühlt werden, wird nur das ganze Wort als bedeutungsvoll empfunden; nun verfallen seine einzelnen Lauttheile den physischen Gesetzen der Lautorgane, es treten Assimilationen, lautliche Entstellungen aller Art ein, wovon später ein Mehreres.

Der Haupttheil der Grammatik der ältesten Sprachen ist daher die Formenlehre, während es bei den neueren die Syntax ist, die nur die Art und Weise lehrt, wie sich der Geist der Sprache bedient, somit eigentlich nicht mehr zur Grammatik im engeren Sinne gehört, die es mit den γράμματα, nicht mit der Satzbildung zu thun hat. Ganz auf das Verhältniss der Sprachbildung zur Geschichte anwendbar ist das, was Hegel in dem zweiten Theile der Encyclopädie §. 339., 2. (Hegels Werke Bd. VII. p. 427.) von der Erde sagt: „die Geschichte ist früher in die Erde gefallen, jetzt aber ist sie zur Ruhe gekommen: ein Leben, das, in sich selbst gährend, die Zeit an ihm selbst hatte; der Erdgeist, der noch nicht zur Entgegensetzung gekommen, — die Bewegung und Träume eines Schlafenden, bis er erwacht und im Menschen sein Bewusstsein erhalten, und sich also als ruhige Gestaltung gegenübergetreten."

Freiheit des Geistes gehört zur Geschichte, daher ihr später Anfang. Gebundenheit desselben, Kleben desselben an der Form, bewusstloses Verbundensein des Gedankens mit seinem Leibe, dem Laute, zur Sprache, daher die vorgeschichtliche Entwicklung dieser. So wie also Geschichte

eintritt, kann sich die Sprache nicht mehr weiter entwickeln. Der chinesische Geist z. B. brachte die chinesische Sprache hervor — in vorgeschichtlicher Zeit, sie wird nie vollkommner werden, sondern sie sinkt noch herab, was man beweisen kann. Sie war in ihrer Art vollkommen und ist nicht als Vorstufe zu anderen Sprachen anzusehen.

Die einsylbigen Sprachen mögen sich noch Jahrtausende lang fortentwickeln, sie werden nie wahre Flexionssprachen werden, diese mögen sich noch so sehr abschleifen, sie werden nie zur eigentlichen Einsylbigkeit gelangen, eben weil der schaffende Geist aus der Sprache heraus ist. Auf dem Chinesischen wird nie der klar verständliche Sprachbau des Sanskrits sich erheben, und wenn eine Sprache, wie z. B. die Englische, noch alle Endungen verlöre, so würde sie nie die Eigenthümlichkeiten der ursprünglich einsylbigen Sprachen erreichen. Das Princip einer Sprache wird nie wechseln, es ist eben das Wesen der Sprache selbst. Sehr wahr sagt daher Humboldt a. a. O. p. 37.: „Eine Nation kann eine unvollkommnere Sprache zum Werkzeuge einer Ideenerzeugung machen, zu welcher sie die ursprüngliche Anregung nicht gegeben haben würde, sie kann aber die inneren Beschränkungen nicht aufheben, die einmal tief in ihr gegründet sind. Selbst was die Folgezeit von aussen hinzufügt, eignet sich die ursprüngliche Sprache an und modificirt es nach ihren Gesetzen.“ Ferner gehört hierher, was er am gleichen Orte p. 33. sagt: „Ein Beispiel (eines scheinbaren allmäligen Fortschreitens) kann der Bau der chinesischen und der Sanskrit-Sprache liefern. Es liesse sich wohl hier ein allmäliger Fortgang von dem einen zum andren denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondre wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedanken mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Princip ihres verschiedenen Organismus. Man wird alsdann, die Möglichkeit allmäliger Entwicklung

einer aus der andren aufgebend, jeder ihren eigenen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwicklung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten."

Da ferner das geschichtliche Bewusstsein eines Volkes nothwendigerweise von dem Zeitpunkte an datirt, wo es Denkmäler aufzuzeichnen beginnt, so können wir sagen, dass keine Sprache sich weiter entwickelt hat, vielmehr jede anfing in Verfall zu gerathen, sich allmälig zu verschleissen, seitdem sie eine Litteratur bekam. Mit dem Culminationspunkt des Anderssein des menschlichen Geistes beginnt seine Rückkehr zu sich selbst, erst wenn die Arbeit der Sprachbildung vollendet ist, beginnt die Geschichte der That, die wie Hegel treffend sagt (Einleitung zur Philosophie der G., p. 59.) mit der Geschichtserzählung gleichzeitig erscheint und aus einer gemeinsamen Grundlage mit jener stammt, wie ja denn auch unsre Sprache Beides in dem Worte Geschichte vereinigt. So gilt auch der anscheinend paradoxe Satz, dass nur in den Zeiten vor dem Auftreten der Litteratur sich die Sprache entwickle, während des Entfaltens einer Litteratur aber herabsinke.

Die Thatsache, dass Sprachbildung und Geschichte sich ablösende Thätigkeiten des Menschengeistes sind — was aus der Natur des Geistes sich ergiebt, der eben nicht zu gleicher Zeit schaffend und frei im Selbstbewusstsein sein kann — ist für die Sprachengeschichte hauptsächlich festzuhalten. Die Sprachbildung liegt vor der Geschichte; combiniren wir diess mit dem Gesetze, dass die geschichtliche Entwicklung einer Sphäre des menschlichen Wesens nichts ist, als das successive Hervortreten der einzelnen Momente derselben, so ergiebt sich für die Sprachengeschichte, dass in ihr das successive Hervortreten der den Begriff der Sprache bildenden Momente vor den Anfang des geschichtlichen Bewusstseins zu liegen kommt. Die Sprachengeschichte, so weit sie Geschichte der Entwicklung der

Bildung der Sprachen ist, fällt vor die Weltgeschichte, die Sprachengeschichte, so weit sie die Geschichte ist der Veränderungen, die an den schon vorhandenen Sprachen Platz gegriffen, diese fällt in die eigentlich historische Zeit. Hiermit ist die Haupteintheilung der Sprachengeschichte gegeben. Sie zerfällt in zwei grosse Theile: 1. Geschichte der Entwicklung der Sprache — vorhistorische Periode. 2. Geschichte des Verfalles der Sprache — historische Periode. Bleiben wir zunächst bei der ersten Periode, der Sprachenbildung stehen, so leuchtet ein, dass es hier gilt die Geschichte zu reconstruiren, zu erschliessen. Dazu kann nur eine Einsicht in das Wesen der vorhandenen Sprachen führen. Die einsylbigen Sprachen zeigen uns, dass die ersten Sprachlaute ohne alle Bezeichnung der Beziehung waren, also die Beziehung — denn ohne Beziehung wird kein bedeutungsvoller Laut gesprochen — nicht explicite, förmlich durch Laute ausdrückten, sondern implicite enthielten, d. h. ein Laut, ein Wort vertrat die Stelle eines Satzes. Eben weil die Beziehung noch nicht lautlich ausgedrückt ist, sind auch die Wortcategorien nicht geschieden — es ist also eine eitle Frage, ob Nomen oder Verbum ursprünglicher sei. Sind ja sogar in den einsylbigen Sprachen die Wortarten noch nicht lautlich gesondert. Wie bestimmte Laute dazu kommen, bestimmte Bedeutung zu erhalten, hierfür sind wohl die Gesetze nicht zu ermitteln. Onomatopoietica haben ihren Grund in den von aussen her vernommenen Klängen, ob sich aber alle Begriffe von onomatopoieticis herleiten lassen? Diese Ursphäre der Sprachentstehung — das Verhältniss der Laute zur Bedeutung, die nothwendige Beziehung zwischen Beiden, scheint mit demselben Dunkel umgeben, in welches die Entstehung organischen Lebens überhaupt sich zu hüllen pflegt. Wir nehmen also an, dass eine Anzahl bedeutungsvoller Laute vorhanden waren; wie die Sprachen weiter mit diesen verfahren, lässt sich schon eher erschliessen. Das Materielle ist dunkel, klarer das

Formelle. Ob diese Grundlaute ursprünglich für alle Sprachen dieselben gewesen seien und ob alle Sprachen aus einem Urquell abzuleiten seien oder nicht, ist eine Frage, die die Wissenschaft eben so wenig sicher zu beantworten vermag, als die, ob sämmliche Menschen von einem Paare abstammen oder nicht *). Suchen wir nun näher den Gang der sprachlichen Entwicklung ins Auge zu fassen, so haben wir, wie gesagt, nur einen Weg zu einer Vorstellung darüber zu gelangen, nämlich die Betrachtung und Erforschung der vorhandenen fertigen Sprachen. Hier ist es nun, wo das oben in seinen Umrissen dargelegte System der Sprachen uns Auskunft zu geben vermag. Nochmals erinnere ich an den Begriff des geschichtlichen Werdens: es ist das Nacheinander der Momente, die im System als Nebeneinander erscheinen. Halten wir diesen allgemeinen Grundsatz mit dem gegebenen Systeme der Sprachen zusammen, so ergeben sich uns für das Werden der Sprachen, für die Geschichte der Entstehung der Sprachen drei Hauptperioden — denn was im System Momente sind, sind in der Geschichte Perioden — nämlich 1. die Periode der für die Beziehung indifferenten Bedeutungslaute oder Worte — entsprechend den einsylbigen Sprachen; 2. die Periode der Zusammensetzung von solchen Lauten der Art, dass der eine die Bedeutung, der andere die Beziehung vermittelt — den agglutinirenden Sprachen entsprechend; 3. die Periode der innigen Verschmelzung von Bedeutung und Beziehung, der Flexion — den Flexionssprachen entsprechend. Dass sich nicht alle Sprachen bis zur letzten Entwicklung durchgearbeitet, dass viele auf der ersten und zweiten Stufe stehen geblieben, zeigte uns das System; so wenig als alle organische Substanz sich bis zum thierischen Organismus heraufgearbeitet hat, so wenig ist alle lautliche Substanz bis zur Flexion gekommen, sondern auf jeder Stufe

*) Vgl. die Anmerkung zu p. 8.

und Zwischenstufe sind Theile der lautlichen Substanz erstarrt, wie Theile der organischen auf jeder Stufe der Scala organischen Lebens. Diess ist schon in der Wahrheit ausgesprochen, dass das System der Geschichte entspreche, denn nur auf die Weise ist es der Geschichte adäquat, dass jede geschichtliche Periode Repräsentanten zurücklässt, die dadurch neben andre Perioden zu stehen kommen oder in ihnen liegen — wodurch sie eben aus dem Nacheinander ins Nebeneinander, ins System treten.

Die höher organisirten Sprachen zeigen nun durch ihren Bau ganz deutlich, dass sie die früheren Stufen durchlebt haben, sie tragen sie als aufgehobene Momente an sich. Loses Antreten von ursprünglichen Bedeutungslauten — um die Beziehung auszudrücken — an einsylbige Wurzeln bildet das Wesen der agglutinirenden Sprachen, die sich also noch ganz an das getrennte Bestehen der einzelnen Laute anschliessen, deutlich demnach in ihrem Baue zeigen, dass sie aus jener ersten Stufe entstanden sind. Aber selbst in den flectirenden Sprachen ist noch die Urstufe erkenntlich. Wir sahen, dass die Urstufe, die uns in ihrer möglichsten Ausbildung in der chinesischen Sprache erhalten ist, das Charakteristische der Einsylbigkeit an sich trägt. Diese ursprüngliche Einsylbigkeit und Einlautigkeit der Wurzeln lässt sich nun auch noch deutlich in den flectirenden Sprachen erkennen. Ihre Begriffswurzeln sind einsylbig, alle anscheinend zweisylbigen Wurzeln sind secundär, sind keine echten Wurzeln. Ihre Beziehungswurzeln (die übrigens ursprünglich von den Begriffswurzeln nicht verschieden sind — beides sind Bedeutungslaute) sind sogar oft einlautig, wie a, i. Auch die Periode der Zusammensetzung, welche in den agglutinirenden Sprachen vorliegt, ist in den flectirenden leicht erkennbar. Nur muss man wohl bedenken, dass diese Periode für die flectirenden Sprachen in eine Zeit fällt, in welcher sie eben noch nicht fertig waren und sich hüten zu glauben, dass die an die Worte antretenden

Bestandtheile, die ihnen die Beziehung geben, aus anderen fertigen Worten herausgenommen seien, eine Ansicht die man nicht selten mehr oder minder klar ausgesprochen findet. Diese Beziehungslaute von den Wurzeln — den Bedeutungslauten — zu sondern, also gewissermassen die Flexion wieder aufzulösen ist gerade die Hauptthätigkeit der erklärenden Grammatik. Nur ist dieses Anfügen wohl von eigentlicher Zusammensetzung zu scheiden; Zusammensetzung ist die Verbindung von zwei fertigen Worten zu einer Worteinheit, Flexion aber ausser der Veränderung der Wurzel selbst, das Verschmelzen von Bedeutungs- und Beziehungslauten, von denen die letzteren zur Zeit, als sie den ersteren angefügt wurden, so wenig als diese selbst als fertige Worte existirten, eben weil in jener Periode die Sprache überhaupt noch nicht fertig war.

Alle diese Entwicklungen fanden in den Sprachen statt vor dem Eintreten der sie redenden Nationen in die Geschichte. Von der Zeit an tritt für die Sprache wie für das ganze Wesen des Menschen ein Wendepunkt ein. Die Sprache ist fertig, man bedient sich derselben als Mittel, sie ist nicht mehr Zweck der geistigen Thätigkeit. Sie kommt herunter, verschleisst sich.

Bisher sahen wir ein regelmässiges Werden, oder vielmehr wir erschlossen es aus dem Systeme nach dem Satze, das Alles, was ist, auch geworden sein müsse. Ob diese Regelmässigkeit, die das Aufwärts der Entwicklung zeigte auch im Abwärts derselben sich zeigen wird? Ehe wir an die erfahrungsmässige Beantwortung dieser Frage gehen — denn a posteriori können wir sie beantworten, ein Vortheil, der uns bei jener früheren abging — versuchen wir doch einmal ihre Lösung a priori. Wir wissen, Geschichte und Sprachbildung sind sich gegenseitig ablösende Thätigkeiten des menschlichen Geistes. Das Freiwerden des Geistes aber, die Geschichte, ist ein Process, etwas allmählich sich Entwickelndes; nach bestimmten Gesetzen, deren Ermittelung der

Philosophie der Geschichte obliegt, realisirt die Geschichte ihre Aufgabe. Je mehr aber Letzteres statt findet, desto mehr wird der Gedanke sein Verhältniss zur Sprache in jener Weise gestalten, dass diese blosses Mittel ist; wir werden also dieselbe Stufenleiter, die in der Geschichte als aufsteigend erscheint, als absteigend in der Sprachengeschichte voraussetzen dürfen. Je vollkommener die geschichtliche Aufgabe realisirt wird, desto mehr leidet die Sprache als solche, oder Geschichte und Sprachengeschichte stehen in umgekehrtem Verhältnisse. Hieraus folgt, dass, wie die Geschichtsentwicklung eine gesetzmässige ist, so der Verfall der Sprache bestimmte Gesetze zeigen, einen regelmässigen Verlauf haben müsse und ferner dass, wie die Geschichte aller Völker wesentlich einen Gang geht — wie auch die Entwicklung jedes Individuums doch im Ganzen denselben Typus zeigt — so auch die Sprachengeschichte überhaupt, die Geschichte aller Sprachen einen im Wesentlichen übereinstimmenden Verlauf zeigen müsse. Alle die hier erschlossenen Voraussetzungen finden sich nun durch die Erfahrung aufs Genaueste bestätigt. Der Verfall ist wirklich ein allmälicher, wie die geschichtliche Entwicklung, er ist in Perioden theilbar, wie diese, je nach dem grösseren oder geringeren Grade der Entfernung vom Ursprünglichen und er verläuft bei allen Sprachen in analoger Weise, wie die Geschichte. Aus letzterem Satze folgt die Möglichkeit und der Vortheil einer vergleichenden Behandlung der Sprachengeschichte. Die Vergleichung ist hier jedoch nur auf beschränktem Gebiete möglich, da uns bei weitem nicht von allen Sprachstämmen Documente aus den verschiedenen Zeitepochen vorliegen.

Im Bisherigen sahen wir, dass a priori aus der überall im Wesentlichen identischen Natur des Menschen erschlossen werden könne, dass die verschiedenen Sprachen in ihrem Verfalle wesentlich gleiche Phasen zeigen, doch damit

ist dem nichtphilosophischen, auf strenge, vorurtheilsfreie Beobachtung haltenden Sprachforscher noch nicht genügt. Es handelt sich darum zuzusehen, ob und in wie weiten Kreisen sich an den gegebenen Sprachen übereinstimmende geschichtliche Momente auffinden lassen. Bekannt ist hier der allgemeine Gegensatz synthetischer und analytischer Sprachen, ferner speciell das Beispiel der romanischen Sprachen und des Prakrit, die sich aus Latein und Sanskrit auf eine überraschend analoge Weise entwickelt haben u. s. w. Dass aber sämmtliche indogermanische Sprachen, ja Sprachen nicht indogermanischen Stammes einen im Wesentlichen übereinstimmenden Verlauf, nicht nur in den allgemeinsten Umrissen, sondern in ganz speciellen Erscheinungen zeigen, davon sollen die folgenden Blätter eine, wenn auch kleine Probe geben. Absichtlich habe ich nur eine einzige, ganz specielle Spracherscheinung durch so viele Sprachen als möglich hindurch verfolgt, von der Ansicht geleitet, dass man von der allerconcretesten Beobachtung ausgehen und dem Einzelnen die Methode abzugewinnen suchen müsse, durch die man später zu Anderem und endlich zu umfassenden Resultaten gelangt. Schwer hielt es freilich streng bei der Sache zu bleiben, da sich der gemeinsamen Spracherscheinungen in der mich hier zunächst beschäftigenden Lautlehre in Menge zeigten, ich liess aber geflissentlich Alles bei Seite, um das zu entwerfende Bild möglichst klar zu halten.

Die vergleichende Sprachengeschichte ist nun ihrem Begriffe nach verschieden von der vergleichenden Sprachlehre und der vergleichenden Lexicographie, obgleich beide letztgenannten Wissenschaften ihrer auf jedem Schritte bedürfen. Man kann im Allgemeinen sagen, dass vergleichende Sprachlehre und Lexicographie die Sprache als eine gegebene betrachten und als solche verarbeiten, einen bestimmten Zeitpunkt festhalten, während die vergleichende Sprachengeschichte deren Veränderungen verfolgt und sich an keine bestimmte Zeit bindet. Das Gemeinsame der drei erwähnten

Thätigkeiten liegt somit nur darin, dass die genannten Sprachwissenschaften darauf hinausgehen, das Einzelne durch das Allgemeinere zu erklären, d. h. dass sie vergleichend zu Werke gehen. Es liegt nun schon im Begriff der vergleichenden Grammatik und vergleichenden Lexicographie dass Beide nur bei den verhältnissmässig ältesten Sprachen möglich sind. Man kann wohl eine vergleichende Grammatik, z. B. des Latein und Gothischen schreiben, nicht aber des Französischen und Neuhochdeutschen. Wollte man Letzteres, so müsste man erst beide Sprachen auf ihre ältesten Formen zurückführen und der bei weitem grössere Theil des gesammten Verfahrens würde sprachhistorisch sein. Da nun aber auch in den sogenannten indogermanischen Primärsprachen die ältesten Formen der indogermanischen Hauptfamilien nicht immer vorliegen (warum, ist für die Anfänge der Sprache aus dem Obigen klar, weil eben mit dem Eintreten der Geschichte die Sprache verfällt, wozu noch für die spätere Zeit der Verlust der ältesten Denkmäler kommt), sondern oft erst durch eine sprachgeschichtliche Combination erschlossen werden müssen, so ist es klar, dass die vergleichende Grammatik selbst dieser ältesten Sprachen immer eine sprachgeschichtliche Beimischung haben muss. Eine vergleichende Grammatik oder Wortvergleichung zwischen zwei Sprachstämmen setzt immer einen sprachgeschichtlichen Act voraus, durch welchen die ältesten zur Vergleichung tauglichen Formen der betreffenden Sprachstämme ermittelt oder erschlossen werden müssen. Erst wenn diese gefunden sind, beginnt die systematische Sprachwissenschaft ihr Werk. So scharf dem Begriffe nach auch die erwähnten drei Disciplinen auseinandergehen, so wenig also vermag in Praxi die eine der anderen zu entrathen, wie diess ja mit den meisten unter sich verwandten Disciplinen der Fall zu sein pflegt.

Der systematische Theil der Sprachforschung im Gegensatze zum historischen hat — irre ich nicht, so sagt

diess Bopp irgendwo — eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Naturwissenschaften. Diess stellt sich namentlich bei der Eintheilung der Sprachen in Klassen heraus. Der ganze Habitus einer Sprachenfamilie lässt sich unter gewisse Gesichtspunkte bringen, wie der einer Pflanzen- oder Thierfamilie. Wie in der Botanik gewisse Merkmale — Keimblätter, Beschaffenheit der Blüthe — vor anderen sich als Eintheilungsgrund tauglich erweisen, eben weil diese Merkmale gewöhnlich mit anderen coincidiren, so scheinen in der Eintheilung der Sprachen innerhalb eines Sprachstammes, wie z. B. des Semitischen, Indogermanischen, die Lautgesetze diese Rolle zu übernehmen. Anders bei Vergleichung ganzer Sprachstämme, wo viel bedeutendere Unterschiede sich geltend machen. Und nun ist die Thätigkeit des Sprachforschers, der eine noch unerklärte Sprache untersucht, ganz analog der des Botanikers, der eine ihm unbekannte Pflanze bestimmt. Beide suchen nach den charakteristischen Merkmalen; finden sich dieselben in Uebereinstimmung mit denen einer bekannten Familie, so wird er sie derselben zuweisen. Wir werden später diess Verfahren bei der Analyse der ossetischen Sprache in Anwendung bringen, die zwar von Pott schon den iranischen Sprachen zugewiesen worden ist, ohne dass jedoch hierfür, so viel mir bewusst, der ausführliche Nachweis geliefert worden sei. Wenn ich daher in dieser Abhandlung historisch zu Werke gegangen zu sein glaube, so werde ich keinen Anstand nehmen, in der über das Ossetische eine von den Naturwissenschaften entlehnte Methode anzuwenden. Diese Aehnlichkeit der Sprachwissenschaft mit den Naturwissenschaften schreibt sich aus jener vorhistorischen Epoche, da die Sprache das für den Menschengeist war, was die Natur für den Weltgeist, der Zustand seines Anderssein; ihre Uebereinstimmung mit der Geschichte beginnt mit ihrer Vergeistigung, von dem Zeitpuncte an, seitdem sie ihr Körperliches, ihre Form, mehr und mehr verliert. Der naturwissenschaftliche Theil

der Sprachenkunde ist daher, im Gegensatz zum historischen, der systematische.

Bei einer systematischen Zusammenstellung der Sprachen darf man aber eine Erscheinung nicht übersehen, die, falsch aufgefasst, zu grossen Fehlgriffen führen könnte, zumal, wenn der Lautlehre der ihr allerdings gebührende massgebende Einfluss auf die Eintheilung der Sprachen verstattet wird. Es ist nämlich unbestreitbar, dass örtlich neben einander liegende Sprachen, besonders wenn die dieselben redenden Völker in lebhaftem Verkehre mit einander stehen, gewisse Färbungen von einander annehmen (selbst wenn sie ganz verschiedenen Familien angehören), die einen weniger genauen Beobachter leicht zu der Annahme einer näheren Verwandtschaft verleiten können. Das der tatarischen Sprachklasse angehörige Magyarische erinnert oft sehr ans Indogermanische; besonders in Beziehung auf die Laute scheint es sicher zu stehen, dass das Indische seine Cerebralen (Lingualen) der Berührung mit den jetzt in den Süden der Halbinsel zurückgedrängten Nationen, den Urbewohnern, Aboriginern der dekhanischen Halbinsel, verdankt — das namentlich dem ältesten indischen Wesen so nahe stehende Zendvolk, das wohl von einem Punkte mit den Indern ausgehend sich nach Nordwest wandte, während dieses südwärts zog, kennt jene seltsamen Laute nicht. Das Chinesische zeigt im Dialecte von Pe-king Eigenthümlichkeiten in der Aussprache, die Endlicher (chinesische Grammatik p. 107,) wohl mit Recht auf den fortgesetzten Umgang mit tungusischen Zungen zurückführt. Das dem indogermanischen Sprachstamme und zwar der iranischen Familie angehörige Ossetische hat sich ebenso wie tatarische Sprachstämme, die wie jenes unter kaukasische Völker eingesprengt sind, dem georgischen Lautsysteme angeschlossen und seine eigenthümlichen Klänge aufgenommen (Rosen, ossetische Sprachlehre u. s. w. p. 83.); das georgische oder grusinische Lautsystem ist nämlich den anderen, dem Irani-

schen und Tatarischen nicht angehörigen kaukasischen Sprachen gemeinsam, so dass jenen vereinzelten Stämmen eine vielfache Berührung mit diesen kaukasischen Sprachen im engeren Sinne nicht fehlen kann *). Das Lettische zeigt ein dem, wenigstens eine andere Familie des indogermanischen Stammes bildenden nachbarlichen Slawischen analoges Lautsystem, eine Entartung, von dem das alterthümlichere Littauische sich frei gehalten hat. Aehnlicher Beispiele mögen sich gewiss noch mehrere auffinden lassen. Dennoch würde es eben so falsch sein das Lettische eine slawische Sprache zu nennen, als das Ossetische mit dem Mingrelischen, Suanischen u. s. w. zu einer Klasse zu rechnen. Dass dergleichen Färbungen von einer zur anderen Sprache sich verpflanzen können, scheint daher durch die Erfahrung gerechtfertigt und ist auf diese Erscheinung bei der Eintheilung der Sprachen gebührende Rücksicht zu nehmen. Climatische Ursachen sind hierbei wohl als thätig anzunehmen.

In der zunächst folgenden Untersuchung habe ich immer auf den, so viel ich weiss, von Lepsius zuerst in seiner Bedeutsamkeit dargelegten und bewiesenen Satz gebaut, dass die Buchstaben einer Schrift uns ein im Wesentlichen getreues Bild der Aussprache geben, wie sie zur Zeit der Einführung oder Erfindung der Schrift war. Aber weiter giebt die Buchstabenschrift auch Nichts. Denn die Aussprache ändert sich wohl in allen Sprachen, während die Schrift blieb, oder doch nur wenig verändert wurde.

*) Diese Erscheinung ist um so auffallender, als die hier in Rede stehenden Consonanten ganz abweichend sind von allen sonst bekannten Lauten. Die betreffenden k, t und p Laute werden nämlich — wie ich aus mündlicher Mittheilung des Herrn Dr. Rosen weiss — ohne allen Hauch, den wir auch mit der schwächsten Tenuis zu verbinden pflegen und daher vom folgenden Vocal getrennt gesprochen; nach semitischer Sprachweise würde der Consonant mit Schwa versehen sein und der folgende Vocal den Spiritus lenis (Aleph) vor sich haben.

Dass eine Schrift vollständig mit der Aussprache fortgebildet worden wäre, davon ist mir kein Beispiel bekannt. Es giebt überhaupt in der Sprache Nüancen, die keine Schrift auszudrücken vermag. Die Zerlegung der Worte in einzelne Laute ist und bleibt immer etwas Künstliches; hört man mit etwas geübtem Ohre zu, so findet man, dass fast durch alle Vokale die Consonanten — namentlich die Gutturallaute — modificirt werden in einer unmöglich durch die Schrift auszudrückenden Art. Nur durch diesen für die Lautlehre und Lautgeschichte höchst wichtigen Satz werden oft auffallend scheinende Lautwechsel erklärlich. Der Lautwechsel selbst ging unmerklich von Statten, allein erst als er einen gewissen Punkt erreicht hatte, folgte ihm wohl die Schrift *). Ein Wort bildet selbst in den Sprachen, in welchen der gegenseitige Einfluss der Laute nicht sehr hervortretend ist, dennoch immer eine Einheit, und man würde in jeder Sprache, deren Aussprache wir aus dem Munde Eingeborner erfahren können, von letzteren oft genug zurecht gewiesen werden, wollten wir, dem Principe der Buchstabenschrift starr folgend, einen und denselben Buchstaben immer auf dieselbe Weise aussprechen selbst wenn wir die notorischen Ausspracheveränderungen (wie ca, cu, ci, ce im Italiänischen etc.) einzelner Laute befolgten. In dieser Beziehung leistet freilich die Zeichenschrift, Wortschrift, wie die des Chinesischen, die gar keine Beziehung zur Aussprache, sondern nur zur Bedeutung des Wortes hat, gewissermassen mehr als die Buchstabenschrift. Sie veraltet nicht; die Aussprache mag sich verändern wie sie will, sie kommt nicht in Zerwürfniss mit ihr, wie die Buchstabenschrift (man denke z. B. an Englisch und Französisch!). Dennoch aber bleibt der Satz für die Lautlehre in seiner Richtigkeit stehen, dass im Wesentlichen die Buchstabenschrift uns die Aussprache angebe. Jene unerreichbaren

*) Vergl. hierüber die vortreffliche Schrift Raumers über Aspiration und Lautverschiebung.

Nüancen, jene allmählichen Uebergänge lassen sich auch meist erschliessen, da die eine Schriftweise die Ausgangspunkte (z. B. Cicero = Kikero, puteus = puteus), die andere, oder in deren Ermangelung die Tradition, die jeweiligen Endpunkte der lautlichen Entwicklung angiebt (im angeführten Falle Cicero = Tschitschero, puteus = pozzo).

Wenn demnach die Schwierigkeiten, welche die Natur der Schreibweise dem lautgeschichtlichen Theile der Sprachengeschichte in den Weg legt, nicht gross genug sind, um den muthigen Forscher abzuschrecken, so beruht dagegen für die vergleichende Sprachengeschichte das bedeutendste Hinderniss darin, dass nur von wenigen Srachen und Sprachfamilien Proben aus der ältesten Zeit erhalten sind. Dem tatarischen Sprachstamme z. B. mangeln sie ganz, selbst innerhalb des Indogermanischen ist z. B. das Altslawische erst aus einer verhältnissmässig sehr späten Zeit etc. etc. Wenn freilich in fortlaufender Aufeinanderfolge der Töchter und Enkelinnen alle Familien so vollständig uns erhalten wären, als z. B. die Indische, dann würden der Uebereinstimmungen und allgemeinen Gesetze sich ungleich mehr aufstellen lassen. Doch auch so darf der Forscher nicht verzweifeln; eben nur durch Vergleichung wird er die vorhandenen Lücken auszufüllen lernen. Das Feld, über welches die vergleichende Sprachengeschichte sich erstrecken kann und erstrecken muss, wenn sie nämlich eine allgemeine sein will und sich nicht bloss eine bestimmte Sprachklasse zum Vorwurf gemacht hat, ist auch trotz der erwähnten Lücken ein ungeheures. Zur Lösung ihrer Aufgabe wird Universalität erfordert, eine Vergleichung sämmtlicher Sprachen, wie denn diese Forderung überhaupt im Begriffe der Sprachvergleichung im weitesten Sinne liegt. Die historische Betrachtung kann nicht etwa die zahlreichen Sprachen, die nur in einer Phase ihrer Entwicklung, vielleicht nur in der allerneuesten, vorliegen, unter dem Vorwande aus ihrem Kreise ausschliessen, dass ja in diesen nichts eigentlich Ge-

schichtliches, keine Einsicht in ihr Werden, ihre Veränderungen im Laufe der Zeit gegeben sei; jede Sprache trägt mehr oder minder auch in späteren Formationen die Spuren der früheren an sich, repräsentirt überhaupt immer eine bestimmbare Stufe sprachlicher Entwicklung und fällt so durchaus in das Gebiet des Sprachhistorikers. Fast alle geschriebenen Sprachen z. B. geben schon durch das Verhältniss der Schrift zur Aussprache bedeutende historische Winke; wir werden dergleichen im Verlaufe dieser Abhandlung mehrmals zu benutzen Gelegenheit haben. Eine nur irgend genaue, ins Einzelne gehende Darstellung der vergleichenden Geschichte sämmtlicher Sprachorganismen würde, auch wenn die trefflichsten Specialarbeiten über die einzelnen Stämme und Familien bereits vorlägen, was bis jetzt nur zum geringsten Theil der Fall ist, doch wohl ein für die Kräfte Eines Mannes allzugrosses Unternehmen sein. Es gilt demnach sich zu beschränken, entweder in der Masse der in vergleichender Weise geschichtlich darzustellenden Sprachen oder in dem vergleichend zu behandelnden Gegenstande, wenn nämlich die Darstellung in Einzelne eingehen soll. In der vorliegenden kleinen Monographie ist der letztere Weg eingeschlagen worden, eben weil sie zum Zweck hat zu zeigen, dass dieselben Spracherscheinungen in der geschichtlichen Entwicklung mehrerer und ganz verschiedener Sprachen hervortreten. Der speciell zu behandelnde Stoff ward möglichst beschränkt, der Kreis der zu vergleichenden Sprachen dagegen nach Kräften ausgedehnt.

Die Spracherscheinung, die ich auf die angegebene Weise zu behandeln gedenke, nenne ich, um Umschreibungen zu ersparen, den Zetacismus. Es soll hier ein Beispiel gegeben werden jenes lautlichen Verschleissens, dem die Sprachen in der zweiten Hauptepoche ihres Lebens zunächst unterliegen; es soll dargethan werden, wie auf das fertige Wort, wenn aus ihm jene bildnerische Seele gewichen ist, welche auch disparate, zersetzend auf einander einwirkende

Lautberührungen unversehrt neben einander zu erhalten vermag, die Lautorgane ihren Einfluss geltend machen und es modificiren. Wie diese Organe im Wesentlichen allen Menschen gemeinsam sind, so müssen auch die von ihnen ausgehenden Lauterscheinungen — der in Rede stehende lautliche Verfall der Worte — im Wesentlichen bei allen Sprachen dieselben sein. Zur Stütze dieser Behauptung folgt hier eine Probe. Warum ich gerade diese Lauterscheinung ausgewählt, werden die aus ihr gezogenen Consequenzen darthun und eben so wird sich im Folgenden ergeben, wie ich zu Begriff und Namen derselben gekommen bin.

Uebersieht man die Hauptfamilien des indogermanischen Sprachstammes, so gruppiren sich mehrere derselben paarweise; so besonders die indische und iranische, das Griechische und Lateinische; auch das Slawische steht wohl der lettischen Familie näher als einer andern. Das erstgenannte Familienpaar, das arische, bildet gewissermassen eine Parallele zum pelasgischen, unter welchem Namen man Griechisch und Lateinisch zusammenfassen kann. Das vokalreiche, die dentale Sibilans in den Hauch verwandelnde Zend gleicht in diesen und anderen Eigenheiten gar sehr dem Griechischen, während das alterthümlichere Latein mehr den Habitus des Altindischen zeigt.

Bei aller Verwandtschaft verhalten sich nämlich Latein und Griechisch dennoch in Vielem gegensätzlich. Ich greife nur einen dieser Gegensätze heraus, der uns der zu besprechenden Spracherscheinung näher bringen wird. Das Altgriechische sehen wir in dem Streben die Spiranten auszustossen, es besitzt aber eine vollständige Reihe von Aspiraten. Das Lateinische dagegen hat die dem Griechischen lästigen Spiranten, aber keine einzige Aspirate (f ist keine; cfr. Rud. v. Raumer a. a. O.). Die gutturale Spirans findet sich im Altgriechischen wenigstens noch im Anlaute frei, sonst nur in Verbindung mit einem Consonanten als Aspirata; im Neugriechischen, das dem alten Principe getreu blieb, ist

selbst h als Anlaut (in der Aussprache wenigstens und nur diese kommt bei der lautlichen Untersuchung einer Sprache in Betracht) spurlos verschwunden, so dass das Neugriechische aller echten Spiranten entbehrt. Φ, ϑ, χ werden freilich heutezutage nicht wie Aspiraten, sondern mehr wie Spiranten ausgesprochen, denn man vernimmt (etwa das ϑ ausgenommen) nichts mehr von dem jeder Aspirate nothwendigen stummlautenden Ansatze; doch ist dies Herabsinken der alten Aspiraten zu einer Art Pseudospiranten keineswegs als ein Ersatz für die echten Spiranten zu betrachten. Die labiale Spirans sehen wir in den ältesten griechischen Sprachdenkmälern schon verschwinden als Digamma, die palatale Spirans j fehlt gänzlich. Die Gesetze des Ausfallens oder des Ueberganges dieser Spiranten in andere Laute sind zum Theile allen gemeinsam, so ihr Ausfallen zwischen zwei Vokalen. Besonders verwandt zeigen sich jedoch die beiden letztgenannten, die labiale und palatale Spirans, sie gehen z. B. leicht in die ihnen entsprechenden Vokale υ und ι über etc. Die Gesetze der Verwandlungen des aus ς entstandenen spir. asp. sind im Ganzen einfach, verwickelter schon die Lehre vom vielbesprochenen Digamma. Am schwierigsten, aber zugleich am interessantesten, sind die Lautgesetze, die das ursprüngliche j im Griechischen befolgt. Ohne aufs Einzelne genauer einzugehen und vieles Zweifelhafte entscheiden zu wollen, will ich hier die verschiedenen Arten, wie das Griechische ein ursprüngliches j behandelt, kurz aufzählen, da eine dieser Ersatzmethoden eben der sogenannte Zetacismus ist.

Im Anlaute fällt j, seltener jedoch als v und h (s),

1. ganz ab, ὕμμες, im Sanskrit युष्मत् (jus'mat);

2. es übernimmt der Spiritus asper, die einzige dem classischen Griechisch noch verbliebene Spirans, seine Stelle: ἧπαρ, jecur, sanskr. यकृत् (jakrt); ἅγιος, sanskr. यज्य (jag'ja), worin es ebenfalls mit dem v (ζώννυμι aus Fεσ-νυμι

v. d. Wurzel Fες = ves-tis, sanskr. वस्, vas) zusammentrifft, oder

3. es steht im Griechischen da, wo das verwandte Sanskrit j haben würde, ein ι; ἰοντ, sanskr. यन्त् (jant, Grundform des partic. act. praes. von der beiden Sprachen gemeinsamen Wurzel इ, ι gehen). Ueber den Ersatz eines anlautenden j durch ζ später. Im Inlaute verschwindet es

1) wie die anderen Spiranten zwischen zwei Vokalen unzählige Male, z. B. in den der skr. 10ten Klasse entsprechenden sogenannten Verbis contractis auf αω, εω, οω, für αjω, εjω, οjω, skr. ajâmi; in den Participien der Nothwendigkeit auf τέος sind sogar zwei Spiranten ausgefallen, denn diese Endung entspricht dem skr. तव्य (tavja). Auch zwischen einem Consonanten und einem darauf folgenden Vokal fällt bisweilen sowohl j als v (δίς δϝίς) aus, so z. B. in den dorischen Futurformen, wie οἴσοντι, δοκιμάξοντι (nach Ahrens de dial. dor. οἰσόντι, δοκιμαξόντι zum Ersatz des ausgefallenen j oder i Lautes) für -σjοντι.

2) es geht in einen Vokal über, und zwar a) in i wie F in υ; α) ohne Versetzung, ἰδίω, skr. स्विद्यामि (svidjâmi); ἅγιο-ς skrt. यज्य (jag'ja) etc. etc. β) mit Versetzung, wie im Romanischen und dem neueren Indisch (skr. आश्चर्य âç-c'arja, Prâcrit अच्चेर ac'c'êra; so wird, die lateinische Endung -orium, im Französischen zu -oir); τείνω, φαίνω, σώτειρα für τενjω, φανjω, σωτερjα etc. b) in ε wie auch υ. Denn als Ueberrest eines gewesenen Guna ει, εj wird sich doch das ε in Beispielen, wie κενεό-ς, skr. शून्य (çûnja); ἐτεό-ς, skr. सत्य (satja); φευξοῦμαι cfr. πραξίομες (σεο, σου und σιο für sja) etc. nicht wohl fassen lassen *).

---

*) Lepsius (Paläographie als Mittel etc., 2te Ausg. p. 42 f.) erklärt sich zwar entschieden dagegen, dass ein Consonant in einen Vokal übergehen könne, „selbst j und w nicht ausge-

Dass aber wirklich im Urgriechischen diese Formen ein j gehabt, beurkundet in vielen Fällen der äolische Dialect.

---

nommen", nur könne der Abfall von Consonanten den vorhergehenden Vokal verändern, allein auch zugegeben, dass in den Fällen wo ein Vokal dem ausfallenden Consonanten vorausgeht (selbst in Beispielen wie *τείνω* für *τενjω*, wo man statt Versetzung, Epenthese des i und den Ausfall des j statuiren müsste) man sich die Sache, wie Lepsius will, denken könne, so möchte es doch schwierig sein anzunehmen, dass eine solche Wirkung auch vorwärts, auf den folgenden Vocal, wie im vorliegenden Falle (*ἅγιος, κενεός*), stattfinde. Der Uebergang des j zum verwandten i Vocal z. B. ist doch so gering (cfr. *ἅγιος*, jag'ja) so wenig bemerkbar fürs Ohr — warum sollte er nicht möglich sein? Lepsius scheint an Fälle von Vokalisirung von Consonanten vor einem Vokale gar nicht gedacht zu haben. Wollte man hier (*ἐτεός*) die Lepsiussche Theorie halten, so müsste man ihr zu Liebe ein unerklärliches Guna annehmen. Das griechische Sprachgefühl scheint sich vielmehr so an den Uebergang von j zu *ε* gewöhnt zu haben, dass neugriechische Schriftsteller das ihrer Sprache fehlende j nach Consonanten nicht durch i, sondern durch *ε* ausdrücken; व्यास (Vjâsa) z. B. und वैश्य (vaiçja) werden durch *Βεάσα, βαΐσσεα* umschrieben. So in *Δημητρίου Γαλανου Ἰνδικῶν μεταφράσεων πρόδρομος*. Athen. 1845. In den von Lepsius als Beispiele angeführten Fällen, der scheinbaren Verwandlung von *ν* in *α* im Griechischen und des l im Romanischen in u, ist seine Erklärungsweise zwar die richtige, aber aus zwei Fällen kann man nicht auf die allgemeine Gültigkeit eines Gesetzes schliessen. In vielen anderen Fällen würde es offenbar bloss eine, streng dynamistischer Theorie zu Folge entstandene Weitläufigkeit sein, etwa zu sagen: nach diesem Vocal, a, fiel ein Consonant, s, aus und in Folge dessen verwandelte sich der Vocal in ô — wie es zugeht, begreife wer kann, durch den Consonantenausfall muss eine besondere *δύναμις* für Lauterzeugung in den Vocal gefahren sein. Dehnung lässt sich denken, aber die Erzeugung ganz neuer Laute wäre doch ohne alles Beispiel — für die einfachere Anschauungsweise: unter gewissen Be-

Dieser liebt es nämlich in den Gruppen ϱj, νj, das j nicht durch Vokalisation, sondern durch Assimilation wegzuräumen; die Urform κενjος wird also äolisch κέννος, ionisch κενεός. Diese Erscheinung macht schon allein in solchen Fällen die auch ausserdem unzulässige Annahme eines Guna zur Erklärung des ε unstatthaft; denn aus ursprünglichem κενεjός konnte wohl κενεός, nimmermehr aber κέννος entstehen. Ursprüngliches j ist hier und in ähnlichen Fällen offenbar in ε übergegangen. Aehnliche Fälle hat die griechische Conjugation in grosser Zahl aufzuweisen *).

3. Es wird j dem vorhergehenden Consonanten (wie im Prâkrit), assimilirt. Dieser Fall tritt bei der Gruppe λj stets ein z. B. στέλλω aus στελjω, mit Ausnahme von ὀφείλω das wie ν und ϱ das j versetzt. σj wird bisweilen zu σσ, wie in den homerischen Futuris ἀγάσσομαι, αἰδέσσομαι etc. für ἀγασjομαι, αἰδεσjομαι. Dass das Aeolische auch bei νj und ϱj die Assimilation anwendet, erwähnten wir oben, daher äol. χέῤῥων, ἐγέῤῥω, κτέννω neben dem gewöhnlichen χείϱων, ἐγείϱω, κτείνω, beide aus den Urformen χεϱjων, ἐγεϱjω, κτενjω.

4. In seltenen Fällen scheint ϑ das ursprüngliche j zu ersetzen; vgl. χϑές mit skr. hjas, die Infinitivendung σϑαι mit der vêdischen auf dhjai. Nach Curtius (a. a. O.) gehören hierher noch Formen wie ἐμίχϑην, ἐπείσϑην, die aus der Verbalwurzel mit dem Zeitworte jâ (gehen) gebildet wären, so dass auch hier ϑ für älteres j stände. Doch stellt Curtius diese Ansicht nur als Vermuthung hin, welche jedoch sich des Beifalls Benfey's (Anzeige des Curtius'schen Buchs in

---

dingungen wird nach a das s in u erweicht, das mit a zu o zusammenschmilzt, das aber sofort wieder hervortritt, wenn jene Bedingungen wegfallen.

*) Dies und andres Hierhergehöriges findet sich in dem trefflichen Buche von Curtius über Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen, p. 87 ff.).

dem Göttinger gelehrten Anzeigen, 50. und 51. Stück, März 1847) zu erfreuen scheint.

Es bleiben uns nunmehr nur die Uebergänge eines ursprünglichen j übrig, die zu der Spracherscheinung gehören, die wir Zetacismus nennen. Da der Name des Zetacismus aus dem Griechischen entlehnt und überhaupt die Griechische Sprache zum Ausgangspunkt der Untersuchung gewählt worden ist, so wollen wir zuerst auch vom Zetacismus der griechischen Sprache handeln. Das Wort Zetacismus habe ich nach dem Vorbilde von *Ἰωτακισμός* und *Ῥωτακισμός* gebildet, um lästige Umschreibungen zu vermeiden. Ich nahm es her von dem bekanntesten Beispiele der Verschmelzung zweier Consonanten, deren zweiter j ist. Im engeren Sinne bedeutet es also die völlige Verschmelzung des j mit dem vorhergehenden Consonanten (wie im Griechischen), im weiteren, jede Wirkung eines folgenden j (oder der Vocale i, e) auf den vorhergehenden Consonanten. Denn auch da, wo zwar der Consonant verändert wird, aber j oder der Vocal (i, e, denn auch letzteres kann bei schneller Aussprache vor einem anderen Vocale als j gefühlt werden, wie wir später sehen werden) bleibt, zeigt sich doch gewissermassen eine Verbindung zwischen beiden Lauten, der eine sucht sich dem anderen zu nähern. Nicht nur in der Theorie, sondern auch in den Sprachen selbst, wie wir später sehen werden, besteht keine feste Scheidewand zwischen der gegenseitigen Einwirkung und der wahren Verschmelzung der in Rede stehenden Lautgruppen. Desswegen war für alle derartigen Erscheinungen ein gemeinsamer Name Bedürfniss. Diesem Begriffe des Zetacismus zu Folge sind von ihm natürlicherweise ausgeschlossen die Veränderungen eines j, während der vorausgehende Consonant unverändert bleibt; also gehört z. B. nicht hierher die Assimilation, wie *ἄλλος* für *ἀλjος*, तस्स (tassa) prâkr. für skr. तस्य (tasja) u. a. Um die durch folgenden i Laut (im weitesten Sinne, ausser j, wie wir sehen werden, auch

den Vokal e und verwandte befassend) bewirkte Veränderung eines Consonanten oder seine Verschmelzung mit jenem Laute zu bezeichnen, suchte ich vergebens nach einem herkömmlichen Worte. Die Umschreibung musste vermieden werden, die Worte Assibilation, Palatalismus, die man zur Bezeichnung jener Lauterscheinung gebraucht hat, sind nicht umfassend genug und überdiess undeutlich. Desswegen wählte ich eine Benennung, die vom bekanntesten Beispiele der Verschmelzung eines j mit dem vorhergehenden Consonanten, dem griechischen ζ, hergenommen ist.

Zetacismus der griechischen Sprache.

Ausser den vorher aufgezählten Veränderungen, denen das j im Griechischen unterworfen wird, geht dasselbe mit den Consonanten der gutturalen und dentalen Klasse die Verbindung zu ζ und σσ ein. Das ζ im Anlaute griechischer Wörter wird später zur Sprache kommen, da es der Erklärung besondere Schwierigkeiten bietet; also zuerst von ζ im Inlaute, und zwar zunächst vom ζ der griechischen Verba.

1) ζ aus δj. Eine Aufzählung der in diese und in die folgenden Klassen gehörigen verba primitiva *) so wie überhaupt Alles, was den Verbalzetacismus betrifft, findet sich in Curtius mehrerwähntem Buche über die Tempora und Modi u. s. w. Verba, wie *σχίζω*, *σχίδη*; *σκεδάννυμι*, skr. छिद् (k'hid), 3 pers. plur. praes. छिन्दन्ति (k'hindanti), scindo — *χέζω* — *κέχοδα*, skr. हद् (had) — u. a. für *σχιδjω*, *χεδjω* gehören hierher. Verba derivata auf dj giebt es sehr viele, so *παιζω*, *ἐλπίζω* etc. Bei den Endungen -*αζω* und -*ιζω* scheint der dem ζ vorausgehende Vokal durch das Nomen,

*) In dem schätzbaren Lobeckschen Rhematikon sind sie alle zusammengebracht, aber freilich nach ganz andern Gesichtspunkten aufgeführt.

von welchem diese Verba abgeleitet werden, bedingt zu sein; *θαυμάζω* — *θαῦμα*; *κονίζω*, *κόνις*; nicht zu leugnen ist es jedoch, dass diese Endungen bald selbstständig wurden und die Vokale i und a dann nicht mehr zum Wortstamme, sondern zur Endung gehören. Vgl. Curtius a. a. O. p. 119. Die Etymologie dieser Endungen ist freilich zweifelhaft. Pott will *-ιζω* wie die Patronymica auf *-ιδης* von der Wurzel *Ϝιδ*, skr. विद् (vid) sehen, d. h. ähnlich sehen, herleiten, eine Ansicht, die jedoch weder durch die Analogie anderer Endungen noch die Bedeutung der erwähnten Wurzel empfohlen wird. Auch ist nicht klar, warum dann die Wurzel vid mit j am Ende versehen worden ist. Jenes j findet jedoch seine Erkläruug bei der Annahme, dass die Endungen *-ιζω* und *-αζω*, die bei Nominalstämmen auf *-ιδ* und *-αδ* (*-ις* und *-ας* im Nominat., Genit. *-ιδος*, *-αδος*) organisch sind, auch auf Verba, die von andern Nominalstämmen abgeleitet sind, übertragen wurden. Bisweilen ist die Unregelmässigkeit auch nur scheinbar, so ist *ἱππάζομαι* z. B. nicht von *ἵππος*, sondern von *ἱππάς*, *-άδος* regelrecht gebildet.

2) *ζ* erscheint ebenfalls häufig in Primitivis als Vertreter von *γ*j; wie *στίζω* aus *στιγ*j*ω* (*στίγμα*) u. a. Nicht überall lässt sich jedoch entscheiden, ob der dem j vorausgehende Consonant der dentalen oder gutturalen Klasse angehört, denn bisweilen finden sich nur die Präsensformen im Gebrauch oder sind wenigstens allein auf uns gekommen. Auch hat die Sprache selbst hier und da den Ursprung solcher Verba vergessen und bildet daher Futurum u. s. w. auf zweifache Weise. So *φώζω* (= *φώγω*, assare) fut. *φώξω* und *φώσω*; perf. *πέφωγμαι* und *πέφωσμαι*.

Beide Arten von *ζ* sind auch in Nominalformen nicht selten. *Ζ* = *γ*j findet sich z. B. in *ὀλίζων* für *ὀλιγ*j*ων*; *μείζων* für *μεγ*j*ων*. In letzterem Worte ist j (wie in *κρείσσων*)

*) Vgl. was über dessen Bedeutung gesagt worden ist im Rhein. Mus. für Philol. Neue Folge. Bd. V. p. 271 f.

doppelt ausgedrückt; es ist nämlich sowohl mit dem γ zu ζ verbunden als auch in die vorhergehende Sylbe als ι versetzt. Die ionische Form μέζων dagegen ist regelmässig. In φύζα = φυγjα erscheint dieselbe Wurzel wie im gleichbedeutenden φυγή; vom Stamme φύζα werden nun weitere Ableitungen, wie φύζημι, φυζακινός etc. gebildet. Das äolische κάρζα entspricht dem gewöhnlichen καρδία, dessen ι nach der Zurückziehung des Accents auf die erste Sylbe als j gefasst und demgemäss mit δ zu ζ verbunden wurde.

Diess ist ein Beispiel für ζ = dj deren sich zahlreiche finden. Es gehört unter Anderem hierher ῥίζα = βρίζα aus Ϝριδjα (vgl. die skr. Wurzel वृध्, vrdh, wachsen) u. a. Obgleich ich nicht geradezu alle Fälle von inlautendem ζ untersucht habe, so habe ich doch wenigstens unter den zahlreichen Worten mit ζ im Inlaut, die ich einer genaueren Betrachtung unterwarf, keinen einzigen Fall gefunden, der bei klarer Etymologie auf einen anderen Ursprung des ζ hinwies, als den eben besprochenen; ζ zeigte sich überall als entstanden aus der gutturalen oder dentalen Media mit folgendem jlaute. Die einzige wirkliche Ausnahme von dieser Regel ist folgende. In wenigen, vereinzelten Fällen steht ζ an der Stelle von σδ; nämlich in Ἀθήναζε, Θήβαζε, θύραζε für Ἀθήνασδε u. s. w.; in βύζην, βυζόν (confertim) für βύσδην, βυσδόν von der vor den Endungen -δην, -δόν consonantisch erweiterten Wurzel βύ-ω; endlich in einigen Eigennamen nämlich in Θεόζοτος, Θεοζοτίδης für Θεόσδ. (Rhein. Museum. Neue Folge IV, 138.) und im Namen der Stadt אשדוד, der bei Herodot II, 137. Ἄζωτος geschrieben ist.

Diese auf den ersten Blick auffallende Erscheinung scheint in folgender Weise erklärt werden zu müssen. Die Aussprache des ζ für die classische Zeit ist, wie wir später sehen werden, ungefähr gleich δσ anzunehmen. Dass dieser δσlaut dialectisch versetzt wurde ist allbekannt *), κωμάσδω

*) Nach Ahrens de diall. aeol. §. 7, 4 fand dies bei den Aeolern.

= κωμάζω etc etc. Es ist dem dorischen Dialecte besonders eigen ein einer Muta folgendes σ derselben vortreten zu lassen: σκένος, σκίφος, σπέλιον für κσένος, κσίφος, πσέλιον (ξένος, ξίφος, ψέλιον; Ahr. de dial. dor. §. 7, 5. 12, 6.). Es verhält sich also in diesen Beispielen dor. σκ und σπ zu ξ und ψ (κσ und πσ) wie dor. σδ sich verhält zu ζ (δσ). Der letztere Fall der Metathesis ist nun bekanntlich ausserordentlich häufig, so dass die Gruppe σδ in den sehr wenigen Fällen, in denen sie organisch war, leicht so aufgefasst werden konnte, wie in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen, in denen sie vorkommt, nämlich in den Dorismen, in welchen σδ für ζ steht. Diese vereinzelten Worte in denen σδ durch Zusammensetzung von Stamm und Endung oder auch zweier Worte entstanden war, wurden als Metathesen (Dorismen) empfunden; man sprach auch hier ζ (δσ) für σδ wie in den vielen Fällen, in denen man ζ (δσ) da gebrauchte wo man andre σδ sprechen hörte: σδ und δσ (ζ) waren dem Gefühl nach Aequivalente und nur der Dialect entschied in der Wahl. Aehnliches findet sich auch in anderen Sprachen. Ungebildete Norddeutsche sagen nicht selten Trepfe, Kapfe, schnapfen etc. statt Treppe, Kappe, schnappen, ebenfalls nach zu weit ausgedehnter Analogie. Wie hier das Gefühl vorhanden ist, als wäre jedes pp ein platter Ausdruck für hochdeutsches pf, so musste der nicht dorische Grieche das Gefühl haben, als sei jedes σδ ein Dorismus, an dessen Stelle man δς (ζ) zu sprechen habe. Die noch bis heute zu Tage aus den Grammatiken nicht ausgemärzte Behauptung, dass ζ aus σδ entstanden sei — eine Behauptung die wie so manche andre sich wie eine ewige Krankheit von Grammatik zu Grammatik forterbt — bedarf keiner Widerlegung.

In den griechischen Grammatiken werden ausserdem

---

nur statt bei den aus δj entstandenen ζ, nicht aber da, wo ζ auf γj zurückzuführen ist.

die Vertauschungen eines inlautenden ζ mit σσ, ττ und δδ angegeben. Wenn συρίσσειν, νίσσω etc. äolisch für συρίζω und νίζω *) und bekanntlich συρίττειν attisch für συρίζειν u. s. w. vorkommt, so sind dies ebenfalls mögliche Bildungen, da, wie wir später sehen werden γj (in νιγjω **) συριγjω) nicht nothwendig zu ζ sondern auch, wiewohl seltener, zu σσ wird, welches letztere dann eben mit ττ alternirt. Bei manchen den Verbis zu Grunde liegenden Formen ist aber offenbar der Auslaut selbst schwankend; σταλάζω, σταλάσσω, σταλάττω; λαπάζω, λαπάσσω, λαπάττω etc. kommen neben einander vor, eben weil der Endconsonant nur als Gutturalis bestimmt werden kann, ob es aber γ oder κ sei, ist nicht zu erkennen. Jedenfalls ist die Sache nicht so aufzufassen als ob ζ in σσ, ττ übergehen, oder unmittelbar mit ihm vertauscht werden könne.

Laconisches und boeotisches δδ für ζ (Ahrens de diall. aeol. §. 37, 2; de dial. dor. §. 12, 3) ist nicht so zu erklären, als ob j sich assimilirt hätte und δj zu δδ geworden wäre wie λj zu λλ (ἀλjος, ἄλλος) was in Wörtern wie ὄδδει für ὄζει (ὄδjει) allenfalls angienge aber gewiss nicht in solchen wie σαλπίδδω (σάλπιγξ); σφάδδω (σφαγή), in welchen ζ aus γj entstanden. Ebenso verhält es sich mit ττ = σσ; φυλάττω = φυλάσσω, obgleich hier σσ aus κj entstanden ist (φυλακή); δδ ist ebenso eine platte Aussprache für ζ, wie ττ für das dem ζ auch in vielen andern Beziehungen parallele σσ.

δ für anlautendes ζ (Ahrens de diall. aeol. §. 37, 1. de dial. dor. §. 12, 2.) bei Boeotern und Dorern ist durch Ausfall des j zu erklären, δεύς für δjευς, δυγόν für δjυγον. Von diesen Wörtern wird im Folgenden die Rede sein.

---

*) Was ich übrigens bei Ahrens nicht finde, der dagegen denselben Lautwechsel aus Eustathius als tarentinisch beibringt, wiewohl er nicht mit Bestimmtheit sich für denselben erklärt.

**) Wir werden dieses Wort weiter unten genauer zu besprechen haben.

ζ im Anlaute.

Nach Eustathius und Strabo sprachen die Arkader (nach Eustathius auch die Macedonier) für anlautendes β, ζ; so ἐπι-ζαρέω, ζέρεθρον (ἐπιβαρέω, βάραθρον). Hesychius und das Etymologicum magnum bringen noch, ohne den Dialect zu nennen ζέλλω für βάλλω bei, vgl. Porson zu Eurip. Phoeniss. v. 45 und Ahrens de diall. aeol. §. 53, woselbst alle Stellen angeführt sind. Ich gestehe zur Erklärung dieses auffallenden Lautwechsels gegenwärtig Nichts beibringen zu können. Benfey, Wurzellexicon II, p. 291 unter der berühmten Wurzel Ϭṛĭ erklärt die Formen ἐπι-ζαρέω und ζέλλω aus ursprünglichem g, βαρύς, gravis, skr. guru; βάλλω = skr. g'al, fallen = geworfen, geschleudert sein (es heisst diese Wurzel aber eigentlich gleiten, herabgleiten); ζέρεθρον a. a. O. p. 70. von derselben Wurzel Ϭṛĭ in der Form βαρ und der Bedeutung sich krümmen, also fällt es lautlich wenigstens mit dem ζ = β in ἐπιβαρέω, βάλλω zusammen. Wie aber selbst bei der Annahme eines ursprünglichen g das ursprünglich wenigstens einen Doppellaut vertretende ζ hierherkomme, sieht man nicht ein. Pott, etym. Forsch. II, p. 36. sagt es vertrete in den genannten Fällen einen andern Consonanten, ohne sich jedoch auf die Erklärung dieser Erscheinung einzulassen.

Das anlautende ζ im Griechischen bietet überhaupt besondere Schwierigkeiten Theils sind die Etymologieen der betreffenden Worte schwierig, theils wird durch dieselben das Auftreten eines Doppellautes, in welcher Geltung wir ζ bisher stets fanden, nicht gerechtfertigt. Namentlich aus ersterem Grunde sehe ich mich genöthigt der eigentlich erforderlichen Vollständigkeit im Anführen der Beispiele zu entsagen. Die Erschöpfung gerade dieses Stoffs wäre ausserdem, wenn die Etymologieen sich leichter fänden, unschwer zu erreichen, da ja jedes Lexikon die hierhergehörigen, nicht in bedeutender Anzahl vorhandenen griechischen Wörter an die Hand giebt. Fremde, nicht griechische Wörter schliesse

ich vor der Hand absichtlich ganz aus, sie werden zum Theile wenigstens später, bei der Untersuchung über die Aussprache des ζ, Berücksichtigung finden.

ζ im Anlaute steht nun häufig für δι mit folgendem Vokale, das will soviel sagen als für dj. So das den Aeolern nicht allein angehörige ζά = διά; ζὰ νυκτός, ζαβάλλειν für διὰ νυκτός, διαβάλλειν; Hartung (in den Partikeln) leitet διά- von सह (saha, mit) ab; worin ich ihm jedoch mit Pott, etym. Forsch. II, p. 35. aus vielen Gründen durchaus nicht beipflichten kann. δάπεδον (s. v. a. ζάπεδον) ist mit Döderlein und Pott, I, p. 211 von διαπεδον, herzuleiten, nicht = γηπεδον zu fassen, denn α in δάπεδον (κείμενον ἐν δαπέδῳ Od. II, 577 und sonst) ist bei Homer kurz und die Länge des α scheint auch bei Späteren zweifelhaft zu sein. Ueberdiess entscheidet die Form ζάπεδον bei Hesychius, die nur aus διαπ. erklärt werden kann; in δαπεδ. ist das ι (j) ausgefallen wie oft s. o. p. 36 und p. 44. Ζόννυξος lesbisch für Διόνυσος etc. cfr. Ahrens de diall. aeol. §. 7, 1. So im gewöhnlichen Griechisch Ζεύς für Δjευς von der Wurzel द्यु (dju) mit Guna; Genit. ΔιϜ-ος. Lat. Jupiter, Jovis *) für Djupiter, Djovis, wie auch ausserdem lateinisch anlautendes j für dj and b für du (dv) — vgl. bellum, bis aus duellum, dvis — entstanden. Das lateinische zeta bei Lampridius, ceta in der Inschrift Nro. 2620 bei Orelli beweist die Aussprache des di wie ζ in dem griechischen Worte δίαιτα. — In einer Anzahl von Wörtern scheint ferner ζ einem ursprünglichen j zu entsprechen; so ζημία von der Wurzel skr. यम् (jam); davon auch ζητρεῖον Strafarbeitsort für Sclaven mit ausgefallenem μ für ζημτρειον wie Benfey, Wurzellexicon II, p. 365. richtig bemerkt; ζητέω v. d. Wurzel skr. यत् (jat); ζέα, skr. यव

*) Andere Beispiele vom Uebergang des ursprünglich anlautendem dj in ζ in Eigennamen siehe bei Buttmann, Lexilogus Artikel 64 Anm. 4.

(java); *ζεύγνυμι* v. d. W. skr. यु (ju), *ζυγόν*, skr. युग (juga). Allein bei der den letzten beiden Worten mit ihren Derivaten zu Grunde liegenden Sanskrit-Wurzel scheint es nicht unmöglich zu sein, den Abfall eines d zu vermuthen, das sich im Griechischen erhalten hat im ζ = dj. Es könnte ja eine Wurzel dju die älteste Form sein, die durch Umstellung des dem d verwandteren i-lauts mit der Wurzel dvi zu vermitteln wäre, welcher der Begriff der Zweiheit zukommt, der dem des paarweisen Verbindens, Zusammenjochens so nahe steht. Sollte nun doch das platonische *δυογόν* (Cratylus p. 418.) so ganz Fiction sein wie Pott (Etym. Forsch. II, p. 35) dies behauptet und nicht wenigstens in einem dunkelen Sprachgefühle und Bewusstsein der ursprünglichen Bedeutung seine Erklärung finden? Dann wäre jedoch als die älteste Form nicht *δυογόν* sondern *djυγόν* anzunehmen. *Ζητέω* scheint aber nicht wie Pott a. a. O. p. 36. meint, mit *δίζημι* zu verbinden, welches letztere wohl wie *δίζω* durch das bekannte, verba derivata bildende ζ von di = dvi, den Begriff der Zweizahl ausdrückend, abgeleitet ist. Hier und in einigen anderen Wörtern hätten wir sonach unzweifelhafte Fälle eines griechischen ζ für ein ursprüngliches, im Sanskrit erhaltenes j. Sehen wir zu wie dies zu erklären ist. Wie oft, so mögen uns auch hier die Dialecte rathend an die Hand gehen. Nun finden wir, dass Boeoter und Lacedämonier für anlautendes ζ, δ sprechen (Ahrens de diall. aeol. §. 37. de dial. dor. §. 12, 2. So *Δεύς*, *δυγόν*, *δωμός*, *δῆλον*, *δατεῖν*, *δάγκλον*, für *Ζεύς*, *ζυγόν*, *ζωμός*, *ζῆλον*, *ζητεῖν*, *ζάγκλον*. Man kann in diesen Fällen entweder nur eine platte Aussprache vermuthen, wie ττ für σσ, δδ für ζ im Inlaute, oder annehmen, dass hier von einem im ζ erhaltenen ursprünglichen dj der zweite Laut weggefallen sei, wie diess nicht selten im Griechischen nach anderen Consonanten zu geschehen pflegt. Letztere Ansicht empfiehlt sich besonders so lange der Ursprung keines dieser mit δ alternirenden ζ aus γj nachgewiesen ist, aber auch selbst wenn ein gj einer

oder der anderen dieser Formen zu Grunde liegen sollte, wäre doch das δ nicht unerklärlich. Die Gutturale verwandeln sich nämlich vor dem j und verwandten Lauten unzählige Male in Dentale (wovon wir später Beispiele zur Genüge sehen werden), selbst im Griechischen ζ (= ds) ist ja da, wo es gutturalen Ursprungs ist, der stummlautende Bestandtheil dental geworden. Es wäre, falls ein solches δ auch für ursprüngliches γj stände, dann anzunehmen, dass das j, nachdem es den Gutturalen in den Dentalen verwandelt, ausgefallen wäre, ein Prozess den die Sprachengeschichte häufig darbietet. Die sogleich näher zu besprechende Etymologie von ζωμός, ζῆλον weist auf ein ursprüngliches anlautendes j hin, ζάγκλον ist wohl (wie ζαβρός, ζαρός aus δια- und βορος Pott a. a. O. II, 36) aus δια-, ζα- und ἄγκυλος aufzufassen. Jedenfalls beweisen diese dialectischen Nebenformen auf δ für ζ, dass in diesen Fällen ζ = dj (ursprünglich, oder secundär) sei; woher nun das d da, wo griechisches ζ einem älterem j entspricht, wie in ζητεῖν (δατέν), ζωμός (δωμός), ζῆλον (δᾶλον) (wozu vielleicht noch ζυγόν (δυγόν) zu rechnen ist)? ζ (δj) für ursprüngliches δj selbst γj ist klar, aber woher der Doppellaut für ursprünglich einfachen Anlaut? Hier lässt sich wohl das mit dem Griechischen in Vielem zusammenstimmende Romanische und namentlich das Italiänische vergleichen. Auch im Italiänischen ist das im Griechischen ganz verlorene anlautende j fast gänzlich untergegangen, untergegangen in den Doppellaut, den Laut gi (spr. dsch). Und zwar ist dieser Uebergang geschehen durch die Prosthese eines d, was sich (Diez, rom. Gramm. I, p. 219) durch ital. diacere (jacere) und mittellateinisch madius (majus) belegen lässt. Dieser d Laut floss dann weiter mit dem j zusammen, giacere, maggiore. Dasselbe fand in der, ähnliche Prosthesen so häufig zeigenden (ξύν, σύν, κτυπέω v. d. W. skr. तुप् (tup) etc. etc.) griechischen Sprache statt. Ursprüngliches j ward also erst durch vorgesetztes d vor dem Abfallen geschützt und ging dann mit diesem d die gewöhn-

liche Verbindung in ζ ein. Ferner scheint ζ auf die angegebene Weise aus j entstanden zu sein in ζύ-μη (ζύθος (mit ῠ) hält Pott I, 133 wohl mit Recht für fremd) und dem verwandten ζέω. Ζύμη (mit ῡ) ist nach Pott aus einer Wurzel ζυς für ζυσμη, welches ζυς dem persischen جوشیدن (g'ûs'îden, gischen, kochen) entspricht. Dieses persische g'ûs' und griechische ζυς können beide einer im Indischen mit j anlautenden Wurzel entsprechen; dass ζ im Anlaute gleich indischem j sei, sahen wir eben, allein auch neupers. ج (g') entspricht (wiewohl nicht so häufig, als dem indischen ज, g') bisweilen indischem j, z. B. جوان (g'uvân), skr. युवन् (juvan). Eine solche Wurzel mit dem älteren Anlaute j zeigt sich nun zwar nicht als Verbum, wohl aber (worauf Benfey, II, 680 hinweist) in dem Substantiv यू (jû fem. the water in which pulse etc. has been boiled, pease soup etc. Wilson) und यूष (jûs'a mn. in derselben Bedeutung) mit welchen das Lateinische jūs, jūris stimmt; ζῦς-μη also aus jûsμη auf die oben beschriebene Weise. Eine kürzere Form der Wurzel jûs oder jûs' erscheint im skr. jû und in dem aus Guna des u entstandenen griechischen ζεϝω, ζέω. Von derselben Wurzel ζεϝ und nicht von skr. ज्वल् (g'val, brennen) leite ich ζῆ-λος; ferner ζωρός, ausgegohren (ω wie in χώννυμι von der Wurzel χυ, χεϝ-ω, χεύ-ω; wie ζῶμα v. d. W. ju etc.) und ζωμός, Brühe, Suppe.

Ζάω; die älteste Form der vielförmigen Wurzel, zu welcher auch ζάω gehört, scheint im Germanischen bewahrt zu sein; goth. qvivs, angels. cvic, lebendig, neuhochdeutsch queck, quick in Quecksilber, er-quick-en; sanskr. जीव् (g'îv) und slawisch z'iwu *) hat das erste v ausgestos-

---

*) Das Altslawische und Russische habe ich, in Ermanglung slawischer oder russischer Typen, in polnische Lettern umgeschrieben, natürlich ohne Rücksicht auf die polnischen Lautgesetze. Die Geltung der polnischen Buchstaben ist ja aus

sen und die Gutturalis erweicht, die das Littauische gywas erhalten hat. Das lateinische vivo hat den Anlaut ganz verloren, wie häufig (rogo, frogo; bis, bellum = duis, duellum etc.). Das griechische ζάω endlich scheint (und so fassen es Bopp im Wörterbuche und nach ihm Benfey, I, [illegible]) eine Zusammenziehung aus einer, einem sanskritischen जीवयामि (g'îvajâmi) entsprechenden Denominativform zu sein; γιFάω (worin wie oft γ = skr. ज, g') ohne Digamma γιαω und dann regelrecht ζάω; vgl. Ζάν, Diana, Διώνη, wo ebenfalls von diw wie hier von gîw nur dj übrig bleibt. Es ist diess der einzige Fall eines mit ziemlicher Sicherheit aus γj herzuleitenden ζ im Anlaute *).

---

jeder polnischen Grammatik zu ersehen, darum habe ich eine deutsche Umschreibung, die doch im Polnischen selbst unmöglich gewesen wäre, bei den in polnischen Lettern gesetzten Worten weggelassen, während ich sie sonst überall beigefügt habe.

*) Die besprochene Wurzel scheint ursprünglich nur aus den Elementen qvi zu bestehen, aber nur mit Reduplikation in den Sprachen vorzukommen und die der Reduplication inwohnende intensive Bedeutung (vgl darüber Curtius, Tempora und Modi p. 171 ff.) passt sehr wohl zu dem Begriffe des Lebens. Ihre älteste Form wäre also quiqui, die jedoch keine Sprache ganz erhalten hat. Die zwei Gutturalen haben die germanischen Dialecte, ausser der gothischen Sprache (ahd. queh, angelsächsisch cvic, neuhochdeutsch und englisch quick) beibehalten. Lateinisch vic-si ist wie connio-si (connivere, nic-s nivis) Uebergang des v in die Gutturalis. Ueber die Verwandtschaft des v mit g und gv, gu vgl. u. a. Pott, E. F. I, p. 121, wo viele Beispiele beigebracht sind; gv, qv scheint eine alte Lautverbindung zu sein; der zwischen verschiedenen Sprachen auffallend häufige Uebergang von w in Gutturalen und vice versa (वृक, vṛka, pers. گرگ, gurk; घर्म, gharma; zend. [illegible] garĕma, pers. گرم germ, deutsch warm; skr. पीवर pîvara, lat. pinguis; franz. guerre, engl. war, niederdeutsch

Ζόρξ neben *δόρξ*; *δορκάς*, *ἴορκος* scheint wie *Ζεύς* neben *Δεύς*, Jov-is die im Griechischen älteste Form (= *δjόρξ*) zu sein; das durch *ἴορκος* neben *ζόρξ* hinlänglich verbürgte i mag Einschiebung in die Wurzel sein, die doch wohl in *δέρκω* skr. दृश् (drç) zu suchen ist. Bei folgenden Worten will sich keine Etymologie finden, wenigstens keine, bei welcher *ζ* seine genügende Erklärung findet.

ζάλη mit seinen Derivaten stellt Benfey, I, 183 mit skr. ज्वल् (g'val, leuchten brennen, auch vaccillare vgl. Westergaard nach Vôpadêva) zusammen, wie verhält es sich aber mit *ζάψ*? *Ζόφος* mit *Ζέφυρος* stellt Benfey, I, 616 zu क्षपा (kshapâ); die Formen *δνόφος*, *κνέφας*, *γνόφος*, die doch wohl zusammengehören mit *ζόφος*, *Ζέφυρος* machen jene Benfeysche Etymologie zweifelhaft. Was Pott, II, 36 vorbringt, ist auch höchst bedenklich.

Ζαγρεύς und *Ζάκυνθος*, *ζυγνίς* = *δυγνίς*, dunkel.

Ζαυκίτροφος ist wohl fehlerhafte Schreibung für *σαυκίτροφος* (*σαυκός* — *σαυσαρός*, *σαυχμός* — dürr, zerreiblich, zart). Die übrigen mit *ζ* anlautenden Wörter sind wohl ungriechischen Ursprungs und *ζ* ward also gebraucht um einen fremden Laut auszudrücken. Mehrere dieser Wörter, deren Herkunft klar ist, werden später zur Sprache kommen, wo von der Aussprache des *ζ* die Rede sein wird.

Einen ähnlichen Ursprung wie *ζ* hat nun ferner im Griechischen, wenn auch nicht überall, doch sehr häufig *σσ*. Betrachten wir zuerst *σσ* in Verbis primitivis; hier ist es

---

negen für neven, neun; ov-um, niederdeutsch egg u. s. f.), scheint aus ursprünglichem, einem einfachen Laute oder doch wenigstens einer echten Aspirate ziemlich nahestehenden Doppellaute zu erklären, von dem, der Spracheigenthümlichkeit oder der speciellen Lautgesetze zu Folge, bald der eine gutturale Stammlaut, bald die ihm verbundene labiale Spirans, bald beide hervortreten. Vgl. Graffs Abhandlung über den Buchstaben Q (Qu) in den Abh. d. Berl. Academ. v. J. 1839.

1) aus Dentalen mit j entstanden: λίσσομαι — ἐλιτόμην und eine Anzahl anderer gehen aus ursprünglichem τj hervor; κορύσσω dagegen (κεκορυθμένος) scheint das einzige Verbum zu sein, dessen σσ aus θj entstanden ist *). 2) aus Gutturalen, und zwar ist dieser Ursprung des σσ viel häufiger als der dentale; ἀΐσσω-ἀΐκή mit vielen andern haben κj, βήσσω — βήξ, βηχός mit einigen χj. Nicht unbeträchtlich ist ferner die Anzahl griechischer Verba auf σσ, deren σσ aus γj entsprungen ist, ἀλλάσσω, σφάττω — ἀλλαγή, ἐσφάγην sind Beispiele. Pott spricht (Etym. Forsch. II, p. 28 ff. und p. 38 ff.) eine andere Ansicht über die Entstehung der Verba auf -σσω-ττω aus, welcher zufolge ττ die ursprüngliche Gestalt derselben wäre. Als Grundform nimmt nämlich Pott bei Verben wie z. B. πράσσω, πρακ-τω an; daraus sei durch Assimilation πράττω und durch Erweichung des ττ πράσσω entstanden. Eine gründliche Widerlegung dieser Ansicht findet sich bei Curtius a. a. O. p. 99 ff. Curtius weist hier auf gleich zu erwähnende Comparativformen hin, die den angeführten Verbalformen in Bezug auf die Entstehung des σσ (ττ) vollkommen analog sind; in diese Formen, die ursprünglich gar kein τ enthalten (was doch nach Potts Hypothese bei den erwähnten Zeitwörtern der Fall ist) müsste nun das ττ für σσ anorganischer Analogie zu Folge eingedrungen sein (θᾶττον, ἧττον etc.), was höchst unwahrscheinlich ist. Auch verstösst die Pottsche Ansicht gegen die historische Erfahrung; „σσ ist entschieden alterthümlicher als ττ. Homer kennt letztere Lautgruppe nicht, dem ionischen und dem älteren attischen Dialekt ist sie fremd, die Dorier, welche sonst durchweg das alte und ursprüngliche τ bewahren, sprechen nicht θάλαττα sondern θάλασσα, nicht πράττω sondern πράσσω; die lesbischen Aeolier, sonst auch alterthümlichen Bildungen treu, haben nur σσ. Erst im späteren at-

---

*) Auch hier ist Curtius a. a. O. vielfach zu Rathe gezogen worden.

tischen und böotischen Dialekte tritt dafür ττ ein und zwar bei den Böotiern in einer Ausdehnung, die uns nicht in Zweifel darüber lässt, dass diese Veränderung reine Entartung ist. So heisst es ὁπόττα für ὁπόσσα" u. s. w. Das spätere Auftreten dieses ττ ist kein unwichtiges Moment in der Lehre vom Zetacismus.

Es giebt nun auch Verba auf σσ, bei denen es unentschieden bleiben muss, ob ihr σσ dentalen oder gutturalen Ursprungs sei. Bei diesen kommen entweder nur Präsensformen vor, oder die sonst massgebenden Formen schwanken selbst zwischen jenen beiden Consonantenklassen; hier war also kein sicheres Sprachgefühl über das Ursprüngliche mehr vorhanden. Κλαδάσσω = κλαδάω, z. B. u. a. sind blos im Präsens vorhanden; νάσσω bildet im Futurum νάξω und im Perfect. pass. νένασμαι. Noch häufiger zeigen Futurum oder andere Verbal- und Nominalformen zwar an, ob σσ der gutturalen oder dentalen Classe angehöre, da wir aber σσ in Verben aus κj, γj, χj, τj, ϑj entstanden sahen, so bleibt es doch zweifelhaft, welcher Consonant aus einer der beiden Classen zu Grunde liege, wenn in den zur Entscheidung dieser Frage beizubringenden Formen mehrere der genannten neben einander vorkommen. Δράσσω z. B. Fut. δράξω, Part. Perf. pass. δεδραγμένος gehört augenfällig der gutturalen Classe an, da sich aber δράγμα neben δραχμή findet, so weiss man nicht, welche Gutturalis dem Verbum zu Grunde liege. Wie bei denen auf -ζω, so haben sich auch hier aus verbis puris Verba auf -σσω gebildet, ja es entstanden förmliche Endungen, die beliebig angesetzt werden können, so -ωττω -ωσσω, um körperliche Zustände zu bezeichnen: λιμώττω, ὑπνώττω etc.; -εσσω u. a.

Wenden wir uns zu den Nominalformen, deren σσ ähnlicher Herkunft, wie das der eben besprochenen Verba ist, so finden wir

1) Dentales σσ;

σσ = τj; z. B. κρείσσων (wie μείζων mit zweimal

ausgedrücktem j), ionisch κρέσσων = κρατjων (κράτιστος); χαρίεσσα = χαριεντjα.

σσ = θj; z. B. βάσσων, βῆσσα, vgl. βαθύς; μέσσος = μεθjος; dem θ entspricht im Sanskrit dh in मध्य (madhja).

σσ = δj. Für diesen Uebergang weiss ich bis jetzt nur den Comparativ βράσσων = βραδjων von βραδύς anzuführen.

2) Gutturales σσ;

σσ = κj. ἥσσων = ἡκjων, ἥκιστος; πίσσα = πικjα, pix und viele andere.

σσ = χj. ἐλάσσων = ἐλαχjων, ἐλάχιστος; γλῶσσα = γλωχjα, vgl. γλωχίν u. A.

σσ = γj. Hierher gehört wohl πάσσαλος = παγjαλος, vgl. palus = paglus v. d. Wurzel παγ.

Scheinbarer Labialzetacismus im Griechischen.

Obgleich in den romanischen Sprachen der Zetacismus der Labialen häufig vorkommt, derselbe auch dem Polnischen wenigstens nicht fremd ist und in der, dem Indugermanischen nicht angehörigen, tibetanischen Sprache regelmässig eintritt (über alles dies siehe weiter unten), also durchaus nicht zu den seltenen Spracherscheinungen gehört, so ist er doch der griechischen Sprache entschieden abzusprechen.

Wenn griechische Grammatiker die Angabe haben, dass in den Zeitwörtern, die in der gewöhnlichen Sprache πτ haben, die Aeolier σσ setzen, so ist diese Regel (cf. Ahrens de diall. aeol. §. 9, 2.) eine Verallgemeinerung von Fällen (von denen sogleich die Rede sein wird) wie πέσσω, ὄσσομαι, ἐνίσσω, die bekanntlich den Aeoliern keineswegs eigenthümlich sind; andere Beispiele scheinen Erfindungen zur Bestätigung etymologischer Annahmen zu sein, auch findet

sich keines derselben in dem, was vom äolischen Dialect auf uns gekommen ist. Vielmehr hat bei Ahrens a. a. O. das 34te Fragment der Sappho die Form ἐκάλυπτε; eben so zeigt sich dieselbe Formation in ὀσκάπτω aus ὀνσκάπτω für ἀνασκάπτω, einer Glosse des Hesychius, welches ὀσκάπτω Ahrens (a. a. O. §. 12, 2.) mit Sicherheit für lesbisch-äolisch erklärt.

Alle Spracherscheinungen, die man ausserdem als Beispiele des Labialzetacismus beibringen könnte, lassen sich leicht beseitigen. Sehen wir sie einmal der Reihe nach durch.

Πέσσω, πέπων. Aber man vgl. skr. पच् (pak'), coquo, kochen; πέσσω ist demnach nicht aus πεπjω sondern πεκjω zu erklären.

Ἐνίσσω, ἐνέπω; ὄσσα, ἔπος: Vgl. skr. वच् (vak'), voc-s. Also ϝικjω = ϝίσσω, ϝοκjα = ὄσσα.

Ὄσσε, ὄσσομαι, ὄψομαι (ὄπ-σομαι) etc. Vgl. oc-ulus; littauisch akis, welches die älteste Form dieses Wortes im Indogermanischen ist, da das Sanskrit schon अक्षि (akshi), mit einem Ableitungssuffixe hat. Nun entspricht littauisch a häufig griechischem o, so awis, Schaaf = ὄϝις, akis also lässt genau auf ein griechisches ὀκις schliessen, dessen Dual ganz regelrecht ὄσσε für ὀκjε, ὀκιε lautet *).

φάσσα, φάψ. Beide Worte bezeichnen jedoch verschiedene Thiere, auch ist φάσσα nicht das Femininum von φάψ, da es ἡ φάψ heisst. Curtius (Tempora und Modi u. s. w.) leitet daher φάψ von φεβ, φάσσα aber von φαγ her. Grundform wäre also φαγjα.

κόσσω = κόπτω, eines jener angeblichen äolischen Verba, von denen eben die Rede war, das aber an κόσσος (Ohrfeige) eine Stütze zu haben scheint. Curtius (a. a. O.) stellt die Wurzel κοπ mit skr. चक् (k'ak), zusammen, das unter Anderem auch schlagen bedeutet.

---

*) Vgl. hierüber und über das Folgende Rhein. Museum für Philologie. Neue Folge V, p. 369 ff.

Ausser den bisher aufgezählten Fällen des scheinbaren Labialzetacismus im Griechischen, lässt sich Folgendes noch anführen.

'Αοσσέω, wohl aus *ἀ* = skr. स (sa) und der Wurzel *ἑπ* = सच् (sak'), also eigentlich Nachfolger, pedissequus sein. In *ἄοζος* scheint vor j die Media eingetreten zu sein, ζ=γj. Ueber

λάζομαι, was gewöhnlich von der Wurzel *λαβ* hergeleitet wird, weiss ich vor der Hand nichts Besseres, als entweder einen Wechsel zwischen *β* und *γ* in diesem Worte zu statuiren, oder es zu *λαχ* zu stellen, wobei man freilich wieder einen Wechsel des auslautenden Gutturals annehmen müsste. Sicher erkennbar dagegen ist

νίζω, das ich mit निज् (nig'), zusammenstelle. Wie häufig, hat sich auch hier der ursprüngliche Guttural nur im Zetacismus erhalten (ζ = γj) während die Wurzel ausserdem immer den Labialen zeigt; so in *νίπτω* (für *νίβτω* wegen des *τ*), *χέρνιψ* (*π* wegen *σ*, doch *χερ-νιβ-ος*). Wir können also die Gleichung aufstellen: *ἐν-ίσσω*: *ἐν-ίπτω* = *νίζω*: *νιβ-τω*; Ersteres von *Ϝεπ* = वच् (vak'), Letzteres von *νιβ* = निज् (nig'); σσ = κj, ζ = γj. Also haben wir hier wenigstens ein sicheres Beispiel eines scheinbaren Zetacismus der labialen Media, häufiger sahen wir die Tenuis unter gleichen Verhältnissen. Bekanntlich sind auch die Palatalen im Sanskrit Erzeugnisse einer späteren Entwicklung, es scheint nun sehr häufig der Uebergang der Gutturalis in die Labialis im Griechischen mit dem der Gutturalis in die Palatalis im Sanskrit zusammenzutreffen, so dass gewissermassen die Labialen das für die griechische Sprache wären, was die Palatalen für das Sanskrit; vgl. वच् (vak'), *Ϝεπ*; पञ्चन् (pañk'an), *πέμπε*; चत्वारस् (k'atvâras), *πίσυρες*; पच् (pak'), *πεπ* etc. निज् (nig'), *νιβ*; जीवस् (g'îvas), *βίος* mit Wechsel der Quantität des i. In den angeführten Fällen des scheinbaren Labialzetacismus im Griechischen — ob sich deren noch mehrere

anftreiben lassen, weiss ich nicht — weisen demnach die griechischen zetacisirten Formen auf die ursprünglichste Gestalt der betreffenden Wurzeln hin, da hier noch die Gutturalis zu Grunde liegt, die ausserdem im Griechischen durch die Labialis, im Sanskrit durch die Palatalis verdrängt ist. Es steht also σσ nie für πj, so wenig als ζ für βj.

Zetacismus vor dem Vocale i.

Wenn wir bisher nur die gänzliche Verschmelzung eines j mit dem vorhergehenden Consonanten ins Auge gefasst haben, so wenden wir uns jetzt zu dem Einflusse, den ein seine Stelle behauptendes i auf den vorhergehenden Consonanten ausübt, was, wie in mehreren Sprachen, so auch im Griechischen der Fall ist. Wenn es nämlich (Ahrens, de dial. dor. §. 6.) bei den Grammatikern heisst, dass sich bei den Doriern oft τ für σ finde, so ist dies genauer dahin zu bestimmen, dass ursprüngliches τ oft von Ioniern, Attikern, Lesbiern in σ verwandelt wurde, die Dorier es dagegen meist unverändert beibehielten. Dies fand besonders statt im Inlaute vor einem folgenden i. Das Dorische hat also dem Zetacismus widerstanden in Fällen, wo die andern Dialecte ihn zur Anwendung brachten. Es gehören hierher vor Allem

1) die 3ten Personen des Verbums im Plural und Singular auf σι, wie φησί, τύπτουσι, dor. φατί, τύπτοντι; in ἐστί hat sich das ursprüngliche ι überall erhalten.

2) die Adjectivformen auf -σιος für älteres -τιος, wie πλούσιος, ἐνιαύσιος, dor. πλούτιος, ἐνιαύτιος (vgl. πλοῦτος, ἐνιαυτός), nebst den von solchen Adjectivformen herkommenden Substantiven, z. B. Ἀρταμίτιον, das bekannte Vorgebirge Ἀρτεμίσιον, so wie die von ἕκατον abgeleiteten Ordnungszahlen, wie διακάτιοι, διακόσιοι u. s. f. Ferner γερουσία, dor. γεροντία (γέροντος) etc.

3) Abstrakta auf σις. φάσις neben φάτις etc.

4) Einzelne Worte wie εἴκοσι, dor. Fίκατι, viginti विंशति (vinçati). Doch geht bekanntlich ursprüngliches τ wie in manchen Sprachen, so auch im Griechischen oft in σ über, ohne dass ein folgendes ι es bewirkt hätte, wie σύ; dor. τύ u. a. Auch in diesen Fällen bewahrt das Dorische den ursprünglichen T-laut.

So hätten wir denn eine Zusammenstellung der Erscheinungen der griechischen Sprache gegeben, die wir unter dem Namen des Zetacismus befassen.

Wir haben demnach gefunden, dass alle ζ der griechischen Sprache (wenige Fälle seiner unorganischen Entstehung aus σδ abgerechnet) aus δj und γj entstanden sind; dies scheint gewiss, selbst das schwierige ζ im Anlaute nicht ausgenommen; ζ ist im älteren Griechisch ein Doppellaut und macht daher Position. Freilich kann der etymologische Beweis nicht immer gegeben werden, allein es ist mir bis jetzt auch kein Gegenbeweis bekannt. Die σσ dagegen sind bekanntlich nicht allein aus j mit einem vorhergehenden Consonanten (κj, γj, χj; τj, ϑj; σj) entstanden, sondern theils aus anderen Assimilationen (τέτταρες, τέσσαρες), (चत्वारस्, k'atvâras), theils sind sie ursprünglich z. B. τείχεσσι u. a.

Der Zetacismus befasst im Griechischen also nur die gutturale und dentale Consonantenclasse, ohne dass jedoch anderweitige Verwandlungen des j ausgeschlossen wären; labialer Zetacismus kommt nicht vor.

Zetacismus der neugriechischen Sprache.

Pott, etym. Forsch. II, 11. berichtet nach Leake Remarks on Greece I, dass κ vor ι, η, υ, ει, οι (d. i. ι) oft, seltner vor ε und αι (ae) von den heutigen Athenern wie italiänisches c vor i und e gesprochen werde (wie z. B. im

Schwedischen Aehnliches stattfindet), ἐκεῖνος laute also wie ital. ecinos (etschinos). Diez Gramm. der rom. Spr. I, p. 200. bringt aus Possarts neugriechischer Grammatik p. 11. bei, dass die Einwohner von Creta und Cypern κ vor Vocalen (aber sicherlich nicht vor allen) wie tsch aussprächen. Ich selbst vermag mich nicht zu erinnern, diese Aussprache im Munde von Neugriechen, deren ich mehrere gesprochen, vernommen zu haben. Vielleicht beziehen sich jene Notizen nur auf die niederen, der Schriftsprache minder kundigen Volksclassen.

Zetacismus der indischen Sprachen.

Im Verlaufe des Herunterkommens des Sanskrit in seine jüngeren Formen spielt der Zetacismus keine unbedeutende Rolle. Das Sanskrit selbst, das doch auf einer früheren Stufe der Entwicklung steht als die ist, in welcher dergleichen Entartungen durch gegenseitigen Einfluss der Laute aufeinander hereinzubrechen beginnen, zeigt uns schon in einigen Spuren den Anfang des Zetacismus. So scheint in ज्युत्, ज्योतिस् (g'jut, g'jôtis) (Glanz, Licht) ज (g') aus ursprünglichem द् d durch den Einfluss des folgenden य j erzeugt (cfr. Lassen, Lex. ad Anthol. s. v. ज्योतिस्) und die Wurzel ज्युत् (g'jut), wie das häufigere द्युत् (djut) nur eine Erweiterung des gleichbedeutenden द्यु (dju) zu sein. Eine vollkommene Vereinigung der Laute dj fand in dem, derselben Wurzel angehörigem द्यू (g'û, femin. Himmel) statt, so wie auch von द्युत् (djut) ज्युत् (g'jut) noch die Nebenform जुत् (g'ut) angegeben wird.

Im Pali und Prakrit sind die Gesetze des Zetacismus dieselben. Im Pali wird

त्य (tj) zu च्च (k'k').

Sanskrit सत्यं (satjam) = Pâli सच्चं (sak'k'am, Wahrheit).

अदित्य (aditja) — अदिच्च (adik'k'a, Sonne).
कृत्यं (kritjam) — कच्चं (kak'k'am, das zu Thuende).

थ्य (thj) zu च्छ (k'k'h)

Beispiele dieses Lautwechsels finden sich nicht in Burnouf et Lassen essai sur le Pali, auch keines im Kammavâkjam ed. Spiegel. Auch erinnere ich mich nicht, eines in den Anecdota palica gelesen zu haben.

Die Lautverbindung थ्य (thj) ist eben keine häufige, daher die Seltenheit der Beispiele für ihre Verwandlung im Pali; auch im Prakrit finden sich dieselben nicht häufig.

Die Lautgruppe त्स्य (tsj) wird Pâli च्छ (k'k'h); so Skr. मत्स्य (matsja) Pali मच्छ (mak'k'ha, Fisch), Anecdota Palica ed Spiegel, p. 22. 23. 29 u. a., wie auch im Pracrit, Lassen, Pracritgramm. p. 272.

द्य (dj) zu ज्ज (g'g').

Sanskrit विद्या (vidjâ) = Pali विज्जा (vig'g'â, Wissenschaft).

ध्य (dhj) zu ज्झ (g'g'h).

Sanskrit उपाध्याय (upâdhjâja) = Pali उपज्झाय (upag'g'hâja, Lehrer).

मध्य (madhja) = मज्झ (mag'g'ha, medius). Beide Worte oft in Kammavâkjam und Anecdota palica.

Dieselbe Regeln gelten auch für das Prakrit. Beispiele:

त्य (tj) — च्च (k'k').

Skr. अमात्य (amâtja) = Prakrit. अमच्च (amak'k'a, Minister).

थ्य (thj) — च्छ (k'k'h).

Skr. रथ्या (rathjâ) = Prakrit रच्छा (rak'k'hâ, Strasse), Mṛk'k'hak. ed. Stenzler p. 3.

द्य (dj) — ज्ज (g'g').

Skr. विद्या (vidjâ) = Prakrit विज्जा (vig'g'â, Wissenschaft).

ध्य (dhj) — ज्झ (g'g').

Skr. मध्य (madhja) = Prakrit मज्झ (mag'g'ha, medius).

Lassen fasst dies Gesetz in seiner Prakritgrammatik (p. 248) in folgende Worte: „य (j) nach einer Dentalis geht mit derselben in eine palatale Gruppe über, deren zweiter Bestandtheil derselben Lautstufe ist, als die ursprüngliche Dentalis.“

Die Gutturalen vor j unterliegen dagegen dem Zetacismus weder im Pali noch im Prakrit. Im Essai kommen zwei hierhergehörige Beispiele vor (p. 166. u. 93.)

Sanskrit संख्यातं (sankhjâtam) Pali संखातं (sankhâtam, Gezähltes).

mit Ausfall des य (j) und

अशक्य (açakja) Pali असक्क (asakka, was nicht möglich ist).

mit Assimilation des j.

Dagegen erklärt Spiegel in der ersten Anmerkung zum Kammavâkja, dass kj im Pali nicht verändert werde; so heisst es auch bei ihm असक्य (asakja) und nicht asakka (so Kamm. p. 9. 10. 11. mehreremale). Im Prakrit gilt die Regel, dass य (j), wenn ihm einer der in Classen eingetheilten Consonanten vorhergeht, diesem assimilirt wird (consonantibus ordinatis assimilatur) mit Ausnahme der Dentale und der Nasale. Die Gutturale lassen also keinen Zetacismus zu, sondern क्य (kj) wird क्क (kk), ख्य (khj), wird क्ख (kkh) u. s. f.

Dem eigentlichen Pracrit ist überhaupt, wie dem Griechischen, der Laut य (j) fremd, es geht in den meisten Fällen in ज (g') über, z. B. जुत्त (g'utta) für skr. युक्त (jukta, junctus) u. s. f.

Das **Bengalische** ist zwar ebenfalls ein heruntergekommenes Sanskrit, doch bietet es in lautlicher Beziehung keine so gleichmässige Entartung dar, als dies bei andern

jüngeren Sprachen (z. B. bei dem eben besprochenen Pracrit oder Pali, bei den romanischen Sprachen u. s. f.) der Fall ist. Es ist bald sehr abweichend vom Sanskrit, bald gar nicht. Diese partielle Uebereinstimmung mit der älteren Muttersprache neben so bedeutenden Abweichungen von derselben, scheint einem fortwährenden Einflusse des Sanskrit beizumessen; die Sprache besteht dann aus organischem und gewissermassen anorganischem Sprachgute, letzteres ist eben das fast unverändert eingedrungene Sanskrit. Was den Zetacismus betrifft, so steht es mit dem Sanskrit vollkommen auf einer Lautstufe: मध्य (modhjo), वाक्य (vâkjo). Ein Anfang zum Zetacismus ist jedoch vorhanden, य (j) fängt an wie ज (g') ausgesprochen zu werden. Wenn dies durchgängig der Fall wäre, so würde im Bengalischen dasselbe eintreten wie im Pali und Prakrit. Haughton, Bengâli grammar p. 11. sagt: „the letter य yo is generally corrupted into jŏ and when the true sound of य is intended to be expressed, a dot is put beneath it as under य़ yŏ." Houghton drückt bei Umschreibungen bengalischer Wörter य stets durch y aus. In bengalischen Sanskrithandschriften wird jedoch य (j) und ज (g') häufig verwechselt, was auf eine gleiche Aussprache beider mit Sicherheit schliessen lässt.

Auch im Mahratta findet sich der Zetacismus nicht.

Dagegen scheint das Hindostanische an den im Pracrit stattfindenden, durch den Zetacismus veranlassten Corruptionen Theil zu nehmen, wenigstens führen die Vfr. des Werkes über das Pali (p. 94.) aus dieser Sprache सच् (sak') = skr. सत्य (satja) an.

Zetacismus der iranischen Sprachen.

Das Zend hat den Zetacismus nicht; es ist noch zu alterthümlich, zu ursprünglich. Es hat noch sämmtliche Spiranten, wie Sanskrit und Latein. Als einziges Beispiel einer Vergröberung des j wie z. B. im Pracrit zu g' stände [Zend] (jûźĕm) *) (ihr, nom. plur. des Pronomens der 2ten Person) da, wenn es wirklich buchstäblich dem skr. युष्म entspräche, was jedoch nach Burnoufs Commentaire (Alphabet zend p. CXXII f.) noch zweifelhaft ist, da [Zend] (ź) auch Vertreter von s' sein könnte. Den andern Casus des Plurals dieses Pronomens liegt nämlich die Form jus'mat zu Grunde und von dieser könnte jenes jûz'em mit Ausfall des m herzuleiten sein und so auch in diesem einzigen Falle [Zend] (ź) nicht einem skr. ष entsprechen. Es werden zwar Gutturalen zu Zischlauten erweicht ([Zend] (źĕnu) genu, [Zend] zâm, γῆν), doch da diese Veränderungen nicht von einem folgenden j oder i abhängen, so gehören sie so wenig zum Zetacismus als der Uebergang von Gutturalen in Palatalen im Sanskrit. Vielmehr kommt j nach unveränderten Gutturalen und Dentalen häufig vor, z. B. [Zend] (bitja, secundus), [Zend] (mĕrĕthju mors) [Zend] (daidhjâi, que je donne) [Zend] (maskjânăm, hominum) [Zend] (daqju, terra, regio) u. s. f.

Auch die Sprache der persischen Keilinschriften, das Altpersische, hat die Spiranten noch sämmtlich und zeigt den Zetacismus nicht. Die Lautverbindung tj z. B. mit folgendem Vocal ist besonders im Pronominalstamme tja und seinen Derivaten sehr häufig cfr. Benfeys Glossar. Zwar

---

*) ź : z = ś : s.
franz. j : z = ch : s.

scheint eine Wirkung eines folgenden i auf den vorhergehenden Consonanten zu bestehen, aber dann wäre ebensowohl eine entsprechende Wirkung eines u und wiewohl seltner, eines r auf den vorhergehenden Consonanten anzunehmen, denn gewisse Consonanten kommen nur vor a, andre nur vor i, noch andre nur vor u und ein p (nach Lassen und Rawlinson f) nur vor r vor. So wird z. B. m vor a durch 𐎶, vor i durch 𐎷 und vor u durch 𐎸 ausgedrückt. Lassen hält die nur vor i, u und r vorkommenden Consonanten für aspirirt; auch Rawlinson (Journal of the Royal Asiatic society. Vol. X. Part I, p. 40.) nimmt dieselbe Verschiedenheit der Aussprache an, und vergleicht die erwähnte Spracherscheinung mit der den tatarischen Sprachen eigenen Wechselwirkung von Consonanten und Vocalen, während Hincks (On the first and second kinds of Persepolitan writing; Dublin 1846. p. 6.) die nicht vor a vorkommenden Consonantenzeichen, die er secundäre nennt, für vollkommen gleichbedeutend mit den primären (vor a) oder doch nur in soweit von ihnen verschieden hält, als die Nachbarschaft des anderen Vocals eine Verschiedenheit bedingt, sie daher mit einem Zeichen wiedergiebt und in dieser Schreibweise den Rest früherer Sylbenschrift erkennt.

Auch das Neupersische hat den Zetacismus nicht. Diese Sprache ist so sehr vom Ursprünglichen abgewichen, dass sie die Endungen der Worte, die so häufig das j, die Bedingung des Zetacismus, enthalten, grossentheils eingebüsst hat, überdiess werden die Consonantengruppen durch Ausstossung eines Theiles derselben oder durch Einschiebung von Vocalen in vielen Fällen zerstört. So ist z. B. von der Lautverbindung dhj im skr. मध्य (madhja) im entsprechenden persischen میان (mejân, Mitte) nur das j geblieben. Die neupersischen Palatalen sind nicht durch den Zetacismus entstanden, sondern entsprechen den sanskritischen Palatalen, vgl. pers. پنج (penk'), skr. पञ्चन् (pañk'an, fünf) گرم (k'erm,

Haut), चर्मन् (k'arman), جهان (g'ihân), जगत् (g'agat, Welt) und andre Beispiele der Art. Seltener entspricht persisch ج (g') einem sanskrit य (j), wie in جوان (g'uvân), skr. युवन् (juvan).

Die auch der iranischen Sprachfamilie angehörige armenische Sprache (vgl. darüber Windischmanns treffliche Abhandlung) ist ebenfalls sehr entstellt. Ich weiss aus dieser Sprache nur ein Beispiel des Zetacismus anzuführen, nämlich das häufig vorkommende Wort մէջ (mêg', Mitte), skr. मध्य (madhja).

Sahen wir einerseits, dass die beiden erstgenannten iranischen Sprachen, das Zend und das Altpersische, was den Zetacismus betrifft, noch auf einer zu alterthümlichen Lautstufe stehen, andererseits, dass die zuletzt betrachteten Sprachen durch allzugrosse Entfernung von der Grundform ebenfalls unserem Lautgesetze nicht günstig sind, so wenden wir uns jetzt zu einer Sprache iranischer Abkunft, die, wenngleich ebenfalls schon sehr modern, doch in mancher einzelnen Beziehung noch besser erhalten ist, als das Neupersische und somit auf einer Stufe steht, die dergleichen Lautentwickelungen entspricht; ich meine das mitten im Kaukasus, umgeben von ihm fremden Sprachen, noch heute lebende Ossetische. Bekannt ward diese Sprache zuerst aus Klaproths sprachlichem Anhang zu seiner Reise in den Kaukasus, sodann viel genauer beschrieben in Sjögrens ossetischer Sprachlehre, Petersburg 1844, in welchem Werke der Vfr. sich durchaus nicht in Beziehung zum Klaprothschen Werke setzt und neuerdings hat Rosen, der Klaproths Notizen berücksichtigt, ergänzt und berichtigt, dagegen aber das Sjögrensche Werk nirgends erwähnt, eine kurzgefasste ossetische Grammatik herausgegeben (ossetische Grammatik nebst einer Abhandlung über das Mingrelische, Suanische und Abchasische, von Dr. Georg Rosen, 1844). Sjögren behandelt zwei Dialecte der ossetischen Sprache, den Digo-

rischen und Tagaurischen (sprich a-u getrennt) Rosen einen dritten, den südossetischen.

Sjögren bedient sich eines von ihm selbst erfundenen, auf das russische gebauten Alphabets (die Osseten selbst haben kein ihnen eigenthümliches), Rosen dagegen gebraucht das georgische. Beide glauben die Klänge der Sprache vollständig durch ihre Schriftzeichen auszudrücken. Ich bediene mich hier für die von Sjögren behandelten Dialecte mit wenigen Ausnahmen der von ihm selbst (a. a. O. p. 4.) angegebenen Umschreibung seines Alphabets durch deutsche Schriftzeichen, für das Südossetische der von Rosen überall den in georgischer Schrift mitgetheilten ossetischen Worten beigegebenen Umschreibung. Die von Sjögren behandelten Dialecte, der Digorische und Tagaurische, sind hier mit ihren Anfangsbuchstaben D. und T., der im Rosenschen Werke zu Grunde gelegte südossetische mit R. bezeichnet.

Dass das Ossetische zum indogermanischen Sprachstamme und speciell zur iranischen Familie desselben gehöre, gedenke ich durch eine Analyse der genannten Sprache unwiderleglich darzuthun und so den ausführlichen Nachweis für diese von Pott, so viel ich weiss, zuerst mit Bestimmtheit ausgesprochene Wahrheit zu liefern. Da jedoch die eigenthümliche Schwierigkeit des Gegenstandes, die in gar Vielem ihren Grund hat, die Ausführung meines Planes verzögern dürfte, so mag es nicht überflüssig sein, hier, wo es sich darum handelt das Ossetische dem Iranischen beizuzählen, auf Einiges Wenige hinzuweisen, das zufällig aus dem herausgegriffen ist, was das Ossetische speciell Iranisches hat; die ganze Masse dessen, was das Ossetische zwar auch mit dem übrigen Iranischen, dieses aber mit dem Indogermanischen gemeinsam besitzt, möge vor der Hand mit Absicht ganz unberücksichtigt bleiben.

So stimmt das Pronomen interrogativum, Tagaurisch tji, Digorisch khaj, kha (wer); T. tsy, D. tschi (nach Rosen k'i (wer), c'i (was) genau zum Neupersischen, in welchem

das genannte Pronomen für das Belebte كه (ki), für das Unbelebte چه (k'i) lautet, wie im Slawischen, das überhaupt, so wie das Lettische, oft zum Iranischen stimmt, so polnisch kto, gen. kogo, wer, und co, gen. czego, was; khark, T. D. (Huhn) das Afghanische k'hirga (Huhn), k'hirg (Hahn, Ewald in Lassens Zeitschrift für die Kunde des Mgnlds. Bd. II, p. 300.); margh T. D. (Vogel) ist das persische مرغ (murgh), das dieselbe Bedeutung hat; marg (Gift), dagegen entspricht dem persischen مرگ (marg, Tod).

Das Pronomen der 3ten Person T. uj, R. ui, D. oj ist gleich Neupers. او (u), اوی (ui); wohl aus Zend. [illegible] (ava); Neutr. und Acc. Masc. Singul. [illegible] (aom). — T. und R. qus, D. ghos, Neupers. گوش (gus'), Afghanisch ghwaz (Ewald a. a. O. p. 291.), Zend [illegible] (gaos'a, Ohr) hat diese Bedeutung nur im Iranischen, denn das Indische entsprechende घोष (ghôs'a) bedeutet Geräusch.

Das Verbum D. khanun, T. khaenyn *), R. k'anin wird zur Bildung zusammengesetzter Verben gerade so und ebenso häufig im Ossetischen angewandt, wie im Neupersischen das entsprechende کردن (kerden). Derartiger Uebereinstimmungen des Ossetischen mit dem Iranischen überhaupt liessen sich noch viele zusammenstellen.

Das Wichtigste und Entscheidende aber ist, dass das Ossetische die das Iranische charakterisirenden, es von den andern indogermanischen Familien unterscheidenden Lautgesetze aufzuweisen hat. So werden

1) im Iranischen die t und d Laute vor t in s verwandelt; Beispiele davon zeigt auch das Ossetische (ohne dass jedoch dieses Lautgesetz bei neueren Bildungen befolgt würde), z. B. D. battun, T. baettyn, Infinitiv für band-un,

---

*) Mit y bezeichne ich Sjögrens υ, das wie ü auszusprechen.

baend-yn *), R. bafin, Praeteritum D. bas-ton, T. baes-ton, R. bas-ţon, für bad-ton mit ausgeworfenem n, part. perf. pass. bast; vgl. im Zend die Wurzel [Zend] (bandh), part. pass. [Zend] (baç-ta); altpers. [Keilschrift] (basta) (Rawlinsons Inschriften von Bisutun, Columne II, Zeile 75 und 90.) neupersisch بسته (beste), aber im Imperativus بند (bend); dagegen im Sanskrit von derselben Wurzel बन्ध् (bandh), part. praet. pass. बद्ध (baddha). Derselbe Uebergang eines Dentals vor t in s kommt auch bei anderen Verbis nicht selten vor, cfr. Sjögren a. a. O. §. 100, p. 137 so D. sattun, T. saettyn (ich haue), Part. sast (gehauen) u. s. w. Auch im Slawischen, dessen Uebereinstimmung mit dem Iranischen wir schon erwähnten, wird d und t vor t zu s; z. B. wedu, praes. (ducere), Infinitiv wes-ti; pletu (plectere, plicare), Inf. plesti, vgl. Dobrowsky, Institt. linguae Slavicae dialecti veteris Cap. II, §. XV.

2) Ursprüngliches sv wird in einen Gutturallaut zusammengezogen. D. che, T. chi, erweitert D. chodeg, chodek, choadeg, choadek, T. chaedaeg R. chuţag und chadag entspricht dem Zend [Zend] (qa) und [Zend] (hva, letztere, ursprünglichere Form ist im Altpers. [Keilschrift] huwa), neupersisch خود (chûd), skr. स्व (sva), selbst.

D. chore, T. und R. abgekürzt cho, neupers. خواهر (châher), armenisch քոյր (khoir), skr. स्वसृ (svasṛ), soror.

D. chét, R. chéd, T. chid, Brahuî khed (Lassens, Zeitschrift für die Kunde des Mglds. 5ter Band) = skr. स्वेद (svêda).

T. chur, D. chor, Zend [Zend] (hvarĕ), Sonne, skr. स्वर् (svar, Himmel, Aetherglanz).

*) Die Assimilation eines n vor folgenden Dentalen ist dem Osseten überhaupt geläufig; dd aber wird nicht geduldet, sondern hart gesprochen wie tt. Siehe Sjögren a. a. O. p. 89. (§. 19.)

3) Es hat mediale (helle) Zischlaute, wie ausser den iranischen auch die slawischen und lettischen Sprachen.

T. zimaeg, D. und R. zimag. Zend 𐬰𐬌𐬌𐬃 (zjâo), armen. ձիւն (tziun), skr. हिम (hima), hiems.

T. zaerdae, D. zerde, R. zarda, armen. Սիրտ (sird), afghanisch zir, Polnisch serdze, skr. हृद् (hrd), *καρδ-ία*, cord-is, Herz.

T. aez, D. und R. az, Zend 𐬀𐬰𐬆𐬨 (azem), armenisch Ես (jes), slaw. az, skr. अहम् (aham), ego.

D. zonun, T. zonyn, skr. ज्ञा (g'nâ, wissen); Zend 𐬰𐬥𐬁𐬙𐬁 (z'nâtâ), skr. ज्ञाता (g'nâtâ) der Kenner.

D. barzond, T. baerzond, hoch, Zend accus. masc. 𐬠𐬆𐬭𐬆𐬰𐬀𐬧𐬙𐬆𐬨 (bĕrĕzantem) vom Stamme, bĕrĕzat = skr. बृहन्तम् (bṛhantam), cfr. Böhtlingk's Sanskrit-Anthologie p. 374.

R. mizin, T. mijzyn, D. mézun, Zend 𐬨𐬌𐬰 (miz) litt. méz'iu, skr. Wurzel मिह् (mih), mingo.

4) Die Verwandlung von ursprünglichem s in h, das im Ossetischen im Anlaute stets, wie ja auch nicht selten der Spir. asper im Griechischen, wegfiel, z. B.

T. und R. awd, D. aft, Zend 𐬵𐬀𐬞𐬙𐬀 (hapta), neupersisch هفت (heft), skr. सप्तन् (saptan), septem.

D. T. am, in Composition mit Verbis, entsprechend dem Neupers. هم (hem), Altpers. ham, z. B. in 𐏃𐎶𐎱𐎡𐎫𐎠 (hampitâ, ὁμοπάτριος, eundem patrem habens) und 𐏃𐎶𐎠𐎫𐎠 (hamâtâ, ὁμομήτριος eandem matrem habens) (Rawlinson Column. I. lin. 30), skr. सम् (sam) mit.

Dies Wenige wird, denke ich, einstweilen hinreichend sein, der ossetischen Sprache den hier ihr angewiesenen Platz zu sichern; den Mustern folgend, welche Ewald in Bezug auf das Afghanische oder Puschtu (in der Zeitschrift für die Kunde des Mglds. Bd. II.) Windischmann in seiner

Abhandlung über das Armenische, aufgestellt haben, glaubte ich vor Allem die hauptsächlichsten iranischen Lautgesetze im Ossetischen nachweisen zu müssen, um auch ohne genauere Analyse der Sprache die ausgesprochene Ansicht vom iranischen Ursprunge dieser Sprache vorläufig zu rechtfertigen.

Kehren wir zum Zetacismus zurück.

1) g wird vor folgendem i und y (nach Sjögren Oss. Gr. p. 8. p. 39. etc.) im Digorischen Dialect zu gj, im Tagaurischen zu dj. D. lag, T. laeg, der Mann z. B. bilden den Genitiv D. lagjij, T. laedjyj. Diesem T. dj entspreche ein südossetisches dsch (d mit medialem sch, poln. dz', franz. dj) fälschlich schrieben auch im Tagaurischen Viele für dj dz'. Diese Veränderungen eines g in gj, dj, dz' bilden eine Stufenleiter des zunehmenden Einflusses des i Lautes auf den Guttural.

2) Ganz analog entspricht dem k und kh bei folgendem i und y (im Anlaute wenigstens auch vor e — cfr. Sjögren, a. a. O. p. 12. und im Wörterbuche die Buchstaben k' und t' = kj und tj) D. kj, T. tj, z. B. khark, Henne, Gen. D. kharkjij, T. khartjij, Plural D. karkjithae, T. kartjithae oder kartjythae. Ob diesem tj in anderen Dialecten ein tsch (poln. cz) zur Seite stehe, sagt Sjögren nicht ausdrücklich (vgl. Sjögren a. a. O. p. 23), doch ist es höchst wahrscheinlich, da zwischen tj und tsch der Unterschied nicht gross ist und die Analogie der Reihe: g, gj, dj, dsch dafür spricht, wie denn auch im Schwedischen die Reihe k, kj, tj, tsch vor den Zetacismus bewirkenden Lauten sich entwickelt zu haben scheint.

3) Im Digorischen gehen z, dz, s vor i in z', dz' (nach polnischer Schreibweise), s' über, z. B. ánz, Jahr, gen. anz'ij; bindze, Fliege, plur. bindz'ithae; tarkhos, (Lang-ohr, aus dargh skr. दीर्घ (dírgha), lang und ghos, s. o. Ohr) Hase, genit. tarkhos'ij.

4) Vereinzelte Beispiele des Zetacismus im Ossetischen.

Es wechselt gh (oder das ihm vor dunklen Lauten entsprechende ch) mit dz; z. B. T. aughd, D. aweckt, gewogen, hat im Praesens T. aundzyn, D. awindzun wiege, was, im T. wenigstens, Zetacismus durch das y, im D. eine ähnliche Erweichung des Gutturals vor dem Vocal u zu sein scheint, der hier nur Vertreter eines T. y und R. i ist. So auch Rosen a. a. O. p. 24. sug'in, Präs. und Infinit. ich brenne, Praeteritum, sichton, pers. سوختن (suchten) und ebenso wag'in, wachton. D. und T. dz entspricht also in diesen Formen einem südossetischen g' (dem französ. dj, polnischen dz' etc.).

ds' (d mit hartem sch) ist gutturalen Ursprungs und zwar aus g entstanden, in dem von Rosen a. a. O. p. 6. als plurale tantum betrachteten südossetischen Plural quds'ița (spr. qudschitha) Kühe, von qug, Kuh, der aber sich von der gewöhnlichen Pluralform qugța nur durch den Bindevokal i und die dadurch hervorgerufene Veränderung des g in ds' als Nebenform zu unterscheiden scheint; der Bindevokal ist sonst nur nach zwei schliessenden Consonanten gebräuchlich, nach einfachem consonantischem Auslaut aber keineswegs unerhört. Vgl. Sjögren, §. 28. p. 46.

Eine Spur des dentalen Zetacismus glaube ich in der Endung der 3ten Person Pluralis im Präsens der Verba zu erkennen; R. -inc' (intsch), T. -ints, D. -intse, welche offenbar Vertreter eines älteren -anti, -inti sind.

Zetacismus der romanischen Sprachen.

Obgleich das aus der romanischen Lautlehre Hierhergehörige sich im ersten Bande der bekannten Grammatik von Diez erschöpfend dargestellt findet, so kann ich doch hier eine kurze Darstellung des romanischen Zetacismus

nicht umgehen und entnehme daher dem genannten Werke Folgendes *).

Das Romanische behandelt die lateinischen Wörter anders, als die aus dem Deutschen überkommenen. Hier werden besonders die ersteren berücksichtigt, da bei der Verwandlung der letzteren keine, bei den lateinischen Wörtern nicht vorkommenden, zum Zetacismus gehörigen Gesetze eintreten, sondern vielmehr der Unterschied, der bei deutschen und römischen Wörtern eintretenden lautlichen Wechsel oft darin besteht, dass die deutschen dem Zetacismus widerstehen. So stellt Diez für die Behandlung einer ursprünglichen tenuis gutturalis das Schema auf:

lateinisch c wird romanisch: ca, co, cu. ce, ci.
deutsches k „ „ ca, co, cu. che, chi (que, qui),

das jedoch für das Französische nicht durchgängig passt, für welches Diez das folgende Schema giebt:

Lat. c franz. cha, ce, ci. co, cu.
Deutsch. k „ cha, che, chi. co, cu.

Hier fällt es zunächst auf, dass vor a (von dem man vermuthen könnte, es stütze vorzüglich den Guttural) und zwar vor lateinischem a und allen ein solches a vertretenden Vokalen eine Erweichung des c eintritt, die gewöhnlich nur durch den Zetacismus bedingt ist.

Vgl. chambre, camera; cheveu, capillus; chose, causa; chou, caulis; chien, canis; bouche, bucca; secher, siccare; u. a. Es muss also dieses ch sich zu einer Zeit entwickelt haben, wo noch jenes a unverändert vorhanden war, wo man z. B. noch causa, caul, nicht cosa, col sprach; denn wäre vor o ein solcher Wechsel eingetreten, so würde er auch das c vor organischem o (collum, contra, corpus — col, contre, corps) ergriffen haben. Und dennoch kann das a

*) Wo es anging, habe ich mich auf das Italiänische und Französische beschränkt.

als solches eine solche Wirkung nicht gehabt haben, die allein dem j, i und den ihm verwandten Lauten zukommt. Dies stellt in Bezug auf jenes cha für ursprüngliches ca, die durch Gründe unterstützte Vermuthung auf, dass die Franken, wie sie gothisches und althochdeutsches k mit der Aspirate vertauschten, also auch das romanische k behandelten und diese Aussprache auf die der Provincialen einwirkte und bei ihnen den verwandten Zischlaut sch hervorbrachte. Noch heute zu Tage ist dies ja die Aussprache des spanischen x (j), Don Quichote für Don Quixote (spr. Kichote). Dem entsprechend ward nun auch die Media g vor a in den, dem ch entsprechenden, medialen Laut j verwandelt: joie, gaudium; jaune, galbinus.

Wenden wir uns zu dem ächten Zetacismus. Dieser hat bekanntlich im Romanischen ein sehr weites Feld gewonnen und es ist ihm, ausser der gutturalen und dentalen Classe, auch die der Labialen zugefallen.

Gutturale Classe.

c. Dass c vor lateinischem e, i, y, ae, oe dem Zetacismus unterliege, ist allbekannt: vicino, voisin, vicinus; recevoir u. s. f. Selten ist für c in ce, ci, im Italiänischen z eingetreten: zeppo, cippus; dolze, dulcis; walachisch zënterimu, coemeterium; otzet, acetum u. a. Bisweilen findet sich g für c im Ital. z. B. piagente für piacente, placens; doge, ducem. Vor i (e) auf das noch ein Vocal folgt, tritt wenigstens in der Aussprache die vollständige Verschmelzung des c mit dem als j gefassten nächstfolgenden Vocale ein: ital. braccio, brachium; faccia, facies; franz. bras; face; menace, minaciae; renoncer, renuntiare u. s. f. Ganz auf griechische Weise sind gebildet: calza, calceus; walachisch atzë, acies; ghiatzë, glacies; latzu, laqueus; ähnlich im Spanischen (und Portugiesischen) brazo; calza; haz (facies); menaza; dieses z steht gleichsam in der Mitte zwischen italiänischem z und französischem ç; es hat noch

einen kleinen Rest dentalen Zungenanstosses, der jedoch nicht stark genug ist, ihm ein wirklich stummlautendes Element zu geben.

qu theilt theils vor e und i die Verwandlungen des c; ital. cinque, quinque; cuocere, coquere; franz. cuisine, coquina; theils bleibt es, ital. cinque; querela; franz. question.

ch ist im Italiänischen meist ch; doch geht es auch bisweilen mit c: macina (Mühlstein), machine; arcivescovo, archiepiscopus; franz. machine, archevèque; chimère, chimie u. s. f.

g geht ebenfalls bekanntlich vor i und e in einen gequetschten Laut über: ital. gente, franz. gens, lat. gens u. s. f. Mit i und e, auf die noch ein Vocal folgt, vereinigt es sich zu einem Laute: ital. faggio, fageus; regione, regio; saggio, exagium; litigio, franz. litige, litigium.

Dentale Classe.

t wird vor tonlosem i oder e (d. i. ǰ) mit diesen Lauten im Italiänischen zu *z*, im Französischen zu s verschmolzen: ital. lenzuolo, linteolum; marzo, martius; palazzo, palatium; pozzo, puteus; tizzone, titio; franz. justesse, justitia; raison, ratio; mars; place, platea. Auch bleibt wohl im Italiänischen i: nazione, sospicione; avarizia neben sospeccione, avarezza; franz. nation, abolition. In der Mitte zwischen ital. z, franz. s, ç, steht das spanische z, welches in einem leisen Anstoss der Zunge an die Zähne noch eine Spur des ehemaligen stummlautenden Bestandtheiles erhalten hat, die im Französischen ganz verschwunden ist. In durities (sprich τι); durities (sprich zies); ital. durezza, span. dureza, franz. avarice, liegen uns also Stufen zunehmender zetacistischer Entstellung vor. Seltener wird es im Italiänischen zu gi: ragione; presentagione, presentation. Bisweilen wird *t* selbst vor einem sylbebildendem i oder e verändert; im Anlaut geschieht dies im italiänischen zio, θεῖος (sprich thios) und einigen walachischen Wörtern als tzigli,

tegula u. s. f. Oefters findet dies Verfahren in der Mitte der Wörter statt, aber doch fast nur in dem östlichen Paare, dem Walachischen und Italiänischen: ital. anzi, ante; abezze, abete, abies, abietis, welche Veränderung bisweilen selbst vor anderen Vocalen als i und e sich geltend macht (vgl. was über die Verwandlungen eines latein. d beigebracht ist).

st geht mitunter in ital. sc, franz. ss über: angoscia, angoisse, angustia; arbuscello, arbustum, wie das lateinische sc: conoscere, pesce.

d geht ebenfalls mit folgendem e und i, dem noch ein Vocal folgt, in z zusammen, doch ist dies ein weicheres *z* als jenes aus tj entstandene: orzo, hordeum; mezzo, medius; razzo, radius; schizzo, σχέδιος. Provencalische und französische Beispiele dieses Lautwechsels scheinen nicht vorzukommen. Im Walachischen und Provencalischen wird wie t, so auch d selbst vor anderen Vocalen als i und e zu *z*: wal. zic, dico; crezĕnd, credendum; crezud; prov. azorar; vezer u. a.

Mit folgendem j (tonlosem i, e) geht d wie g, b, v in gi, ggi über: giorno, diurnum; raggio, radius; franz. jour; orge, hordeum.

s ist ebenfalls analogen Veränderungen unterworfen, die ihren Anfang gewiss von s mit folgendem j oder i nehmend, später auch, wie wir dies schon bei anderen Lauten sahen, s (besonders im Anlaute) selbst vor anderen Vocalen ergriffen haben. Inlautendes s vor i wird g: ital. anastagio, anastasius; cervigia, cerevisia; abweichend sind bacio, bascio, basium; cacio, cascio, caseus; doch wird auch bagio gesagt: portug. vexiga, franz. vessie, vesica. Da im Provencalischen und Französischen ss einem gröberen Zischlaute entspricht, so kann sich die Verwandlung des s in diesen Sprachen nicht wohl kundgeben.

Im Anlaut: ital. sciringa, syrinx; scialiva; scimia; span. x (j) xeringa; xugo, sucus. Span. x (j) entspricht

auch sonst wohl einem sch, so in arabischen Wörtern, wie xaqueca (Schmerz in der einen Hälfte des Kopfs) aus شقيقة (hemicranium); xaque, Schach, شاه etc. Beispiele dieser Verdickung des s in sch (sc, x) vor lat. i und e gehen durch mehrere Sprachen hindurch (sciringa, xeringa, u. a.) was beweist, dass dieser Uebergang vor den genannten Vocalen älter und ursprünglicher ist als derselbe Lautwechsel vor den übrigen.

Labiale Klasse.

Im Allgemeinen werden die Labialen nicht häufig vom Zetacismus ergriffen, doch werden wir später noch Beispiele dieser Bildung finden. Innerhalb der indogermanischen Sprachen ist aber in den romanischen Sprachen der Labialzetacismus am vollständigsten entwickelt.

Uebrigens kommt der Labialzetacismus, hier sowohl als sonst, nur vor j oder ihm gleichgeltendem tonlosen i, e vor, nirgends aber, wie der gutturale und dentale auch vor sylbebildendem i und ihm verwandten Vocalen, eben weil die Labialen weniger zu dieser Corruption hinneigen als die andern genannten Consonantenclassen.

p. ital. piccione, pipio; approcciare, appropiare; franz. approcher: seche, sepia.

b. ital. deggio, debeo; cangiare, cambiare; roggio, rubeus; franz. rouge; tige, tibia.

v. ital. pioggia, pluvia; sergente, seruiens; franz. cage, cauea; abréger, abbreuiare; deluge, diluuium.

m. Hierher gehören Fälle wie franz. congé, commeatus; vendenge, vindemia; singe, simia; wo durch das in g (z') übergegangene j auch der vorhergehende Consonant verändert wurde, also nach unserer oben gegebenen Definition Zetacismus eingetreten ist.

Dass das Lateinische vom Zetacismus frei war, so wie dass c, g, t erst vom siebenten Jahrhundert an, d aber schon früher (zabolus, zaconus, u. a.) dem besprochenen Laut-

wechsel unterlag, ist wohl als allgemein anerkannt anzusehen. Der Zetacismus ist hier, wie überall, das Product einer späteren Epoche der Sprache.

Zetacismus der germanischen Sprachen.

Auch in der germanischen Sprachfamilie tritt der Zetacismus erst spät auf; das Gothische ist, wie alle Primärsprachen (dass das Griechische keine Primärsprache im strengen Sinne des Wortes ist, werden wir weiter unten sehen) ihm nicht unterworfen; ratjan, midja, rathjo, rakjan, bugjan u. a. dergleichen Beispiele zeigen, dass weder Dentale noch Gutturale vor j eine Veränderung erfahren. Obgleich das gothische z das griechische ζ ersetzt (Zaibaidaius, Zakarias etc.), so ist es doch im Gothischen selbst nur eine Erweichung des s, z. B. this (genit. des Pron. sa) mit uh bildet thizuh.

Im Althochdeutschen und seinen neueren Abkömmlingen ging zwar die dentale Tenuis, welche die anderen deutschen Dialecte behalten, fast überall in z über, allein dieser Wechsel ist dem der Gutturalen mit den Palatalen im Sanskrit und dergleichen in Parallele zu setzen, denn er ist keineswegs durch ein folgendes i oder j bedingt. Denkbar ist es indess, dass die ebengenannten Laute den ersten Anlass zu einer solchen Erweichung gaben, aber nicht historisch nachweisbar. Den wirklichen Zetacismus hat aber das Althochdeutsche nicht. Sehen wir zu, in welchen deutschen Mundarten er sich findet.

Das Altfriesische *) verwandelt bisweilen anl. k vor e und i in sz: szetel, cacabus; szërke, ecclesia; szese,

*) Wie bei den romanischen Sprachen Diez, so bin ich hier Grimm als einer sicheren Autorität gefolgt.

caseus; sselk, calix; szin, mentum; öfters wird auch ein i eingeschoben, szielk etc. Andre Wörter haben k wenigstens in der Schrift, vielleicht auch in der Aussprache. Aeltere Schriftdenkmäler behalten öfter k. G bleibt meist; doch geht es im Anlaute nicht selten in j über: jëva, dare; jërja, cupere; jëlda, soluere. Zwischen e und einem Consonanten wird g zu i: neil, unguis; deis, genit. diei; dasselbe findet vor e und i statt: aien, englisch again, contra; tojens, angelsächsisch togegnes (vergleiche das meid, getreide u. s. f. andrer Dialecte und das in der Gegend um Meiningen mundartliche: näl, nagel; zäl, zagel, cauda; die Erweichung des g vor e, zugleich mit Wegwerfung der Endung: bö, Bogen, wä, Wagen; geträ, getragen; geschlä, geschlagen etc., lauter Formen, die ihre Entstehung der Erweichung eines g vor e zu danken haben und wohl in folgender Ordnung sich entwickelten: geschlage (auslautendes n wird im betreffenden Dialecte nach unbetontem e nicht gesprochen) geschlaje, geschlai, geschlä).

Für kk und gg, nach welchen sehr häufig ein j folgt (so z. B. im Infinitiv auf -ja) steht sz (ts) und dz (ds): resza für rekkja, tendere; lisza für likkja, aequare; ferner sedza für seggja dicere; lidza für liggja, iacere; vidza für viggja, lectica. Auch nk und ng vor j werden mit j zu nsz verschmolzen: thensza für thenkja, cogitare; hlenszene für hlenkene, catena, iunctura (Gelenk, in letzterem Worte fand die Verwandlung auch vor sylbebildendem e statt), dies kommt sehr oft bei Verbis vor, die ihrer Wurzel j zusetzen: brensza für brengja, afferre; thinsza für thingja, indicare.

Im Altenglischen behält k vor a, o, u, â, ô, l, n, r, t seinen natürlichen Ton, vor ë, i, ê, î aber wird es ch geschrieben, ob diess nun sch oder tsch zu sprechen sei, kann zweifelhaft erscheinen. Von letzterem Gesetze ausgenommen sind die i, î, e, ê, die aus o, u, û, a, ô, durch Umlaut entstanden sind, vor diesen behält die gutturale Tenuis,

welche in diesem Falle k nicht c geschrieben wird, ihren ursprünglichen Ton, so in king, rex; kisse, osculum; kenne, noscere u. a. Doch erleidet dieses Gesetz Ausnahmen; vgl. chicken von coc (gallus). Ferner bleibt k unverändert in den Sylben ke, ki, wenn sie einem angelsächsischen cve, cvi entsprechen; das v oder u wirkt noch nach, kell, kill, occidere; kithe, nunciare. G ist die reine Media, die bisweilen in i oder y übergeht.

Aus dem Neuenglischen gehören hierher nation, faction, patient, patience, Egyptian, martial und andre durch solche Endungen gebildete Worte, in welchen ti, tj, wie sch gesprochen wird; di unterliegt demselben Gesetze z. B. in immediately (sprich immidz'etli, dz' nach polnischer Schreibweise), s und i mit folgendem Vocal wird ebenfalls sch (s') gesprochen, z. B. mansion. Auch c vor e und i, y wird corrumpirt, vgl. superficial, ocean, sacrifice; ci, ce mit folgendem Vocal, d. h. cj, wie sch. Dagegen ist c vor e, i, y, die Sylbe bilden, wie s zu sprechen. Die Corruption der gutturalen Media in einen gequetschten Laut hat aber bekanntlich auch vor andern Vocalen, als den genannten, Platz gegriffen; vor a, wie chambre etc. mag diese Entstellung aus dem Französischen stammen, s. o., vor andern Vocalen ist sie bisweilen aus ursprünglichem i entstanden, z. B. choose, kiesen, althochdeutsch chiosan; church. Ch in romanischen Worten ist bald s' bald ts': machine, (spr. maschin); cherry (tscherri) cerasum. In den germanischen Wörtern des Englischen gelten für ki, ke, die altenglischen Gesetze, also child etc., in denen k wie im Italiänischen zu ts' geworden ist, aber king, kiss u. s. f., in denen es in Schrift und Aussprache geblieben. G vor e, und i folgt meistens dem Gesetze des Zetacismus, zumal in romanischen Wörtern; gj (im öfters angegebenen Sinne) wird dz'; region; ge, gi, sylbebildend, ein etwas härteres dz': genius; giant; regiment. In deutschen Wörtern bleibt es meist, z. B. give; in vielen dieser deutschen Wörter ist aber e oder i aus an-

deren Lauten entstanden und daher g erhalten, so z. B. get, be-gatten; gild, vergolden etc.

Im Isländischen werden Wörter wie kenna, skemma u. s. f. kjenna, skjemma ausgesprochen, und ganz analog gemlir, senex: geit, capra u. s. f. wie gjemlir, gjeit. Dies sind die ersten Spuren des Zetacismus, der Verschmelsung der Laute g, k mit e. Ohne Zweifel hat Grimm (Gr. I, p. 230. der 2ten Ausg.) Recht, wenn er diese jetzige Aussprache der älteren Sprache abspricht, wie dem angelsächsischen die neuenglische (I, p. 257.), während Rask der entgegengesetzten Meinung ist; der Zetacismus ist, wie wir sahen und noch mehr sehen werden, wie jede Verschleissung der Laute, ein neues Product; besonders jung scheint er aber in den nordischen Sprachen der germanischen Familie zu sein.

Im Dänischen wird zwischen k, g und einem folgenden e oder andern dem i verwandten Vocalen ein j in der Aussprache, meist auch in der Schrift eingeschaltet: kjoebe, emere; gjek, stultus. Nicht selten wird nach diesen weichen Vocalen g zu j: lejr, castra; dieser Uebergang wird indess nicht immer durch die Schrift ausgedrückt, obwohl er in der Aussprache bemerkbar ist; z. B. rêgn, pluuia.

Das Schwedische bietet eine ansehnliche Reihe hier zu erwähnender Erscheinungen dar.

Vor e, i, y, ä, ö, ê, î, ŷ, ae, oe, jä, je, jo, ju verliert die anlautende gutturale Tenuis ihren eigenthümlichen Ton; wie sie eigentlich laute, sei unsicher, bemerkt Grimm, da sie nach Botin wie tj, nach Rask (Angels. Sprogl. p. 8. känna = tschenna) wie tsch ausgesprochen werde. Beide haben wohl Recht, denn die Aussprache des k wie tsch kann wohl erst in der neuesten Zeit entstanden sein, wie Grimm andeutet; für kêk, maxilla; känna, noscere; kil, cuneus; kyss, osculum; kaer, carus; koen, genus, sprich demnach; tjêk, tjänna u. s. f. Sjöborg's schwedische Grammatik (4te Auflage, Stralsund 1838) lehrt, dass k im an-

gegebenen Falle wie kj oder bei manchen wie tj laute. Rask's Angabe wird durch diese, wie durch andre Grammatiken zwar nicht bestätigt, hat aber doch so sehr eine innere, in der Analogie mit anderen Sprachen begründete Wahrscheinlichkeit für sich, dass ich sie, zumal bei dem geringen Lautunterschiede zwischen tj und tsch, wenigstens für den Dialect des Schwedischen, den Rask kannte, als richtig annehme. Vor jä, je, jo, ju wird für k, t gesprochen (also nach Botin tj, nach Rask tsch); für kjortel, tunica; kjusa, incantare, spreche man demnach tjortel, tjusa oder tschortel, tschusa. In den schwedischen Büchern schwankt die Schreibung; so findet sich kaeder, kjaeder, tjaeder (tetrao gallus), woraus sich schliessen lässt, dass k kj, tj vor den genannten Vocalen heute zu Tage auf dieselbe Weise ausgesprochen werden. Selbst in demselben Worte wird, falls Umlaut eintritt, das anlautende k auf verschiedene Weise ausgesprochen: kam, pecten; kämma (tschämma), pectere; kår, uas, kaeril, uasculum. Im Inlaut und Auslaut findet sich diese Veränderung nur in Dialecten, in welchen z. B. håke, uncus; stocken, truncus ausgesprochen werden wie håtje, stoctjen.

sk wird vor den i enthaltenden Vocalen wie sch gesprochen: skîlja, skynda, skên lauten schîlja, schynda etc. Auch hier wechselt die Aussprache in demselben Worte: skarp, skärpa.

Vor denselben Vocalen wird g wie j gesprochen: gênom, per; gill, uegetus; gêt, capra; gälla, sonare; goek, cuculus u. a. lies jênom, jill u. s. w. Vor je, ja, jo, ju wird g gar nicht gehört, gjärn, gjoera, gjuta sprich: järn u. s. w., woher es kommt, dass dergleichen Worte auch verschieden geschrieben werden, da man g, ohne die Aussprache zu verändern, weglassen kann. Vor harten Vocalen behalten k und g ihren ursprünglichen Werth. G wechselt demnach auch in demselben Worte, je nach der Veränderung des folgenden Vocals, z. B. guld, gyllen. Im

In- und Auslaute bleibt g unverändert, ausser wenn es einem r oder l unmittelbar folgt, wo es ebenfalls j wird: helge, sanctus; berg, mons, sprich: helje, berj. Anlautendes sj ist sch zu sprechen; sjette, sjû, sjael, lies schette, schû, schael.

Das j kommt übrigens sehr häufig im Schwedischen vor und behält ausser in den angeführten Fällen seine ursprüngliche Aussprache.

Wir haben hier also, ganz wie im Ossetischen, verschiedene Grade des Zetacismus;

Ursprüngliches ki, ke; gi, ge

wird im Isländischen gesprochen, im Dänischen auch geschrieben wie

kji, kje; gji, gje

Schwedisch geht es über in

	tji,	tje	} ji, je
nach Rask in	tschi,	tsche	

Zetacismus der celtischen Sprachen.

Die celtischen Sprachen theilen sich in zwei Classen, (vgl. Pictet, de l'affinité des langues celtiques avec le sanscrit p. 169. 1ste Anmerk.) die gaelische und die cymrische oder bretonische, und die einzelnen Sprachen vertheilen sich folgendermassen unter dieselben:

Gälischer Zweig.

Benennung nach Pictet:	Irländisch *)	Man'sch (Manx)	Ersisch (Erse)
Synonyma:	Gaelisch Erse		Gaelisch
Sprache von:	Irland	Insel Man	Schottland.

*) Mit Unrecht auch Erse genannt, z. B. von Prichard, vgl. dagegen Pictet a. a. O. p. 167. Note 1.

Bretonischer (cymrischer) Zweig.

Cymrisch	Cornisch	Armoricanisch; oder
Gallois, Welsh		Bas-breton; Sprache von
Wales	Cornwales	Bretagne.

Diese sämmtlichen Sprachen, das einzige Cornische ausgenommen, leben noch. Die wichtigsten Sprachen jeder Classe sind für die gälische das Irländische, für die bretonische das Cymrische. Der cymrische Zweig erscheint als alterthümlicher, ursprünglicher. So hat er auch z. B. den Zetacismus noch nicht. Was den Zetacismus dieser Sprachen betrifft, so lässt sich darüber Pictet (a. a. O. §. 28. p. 40.) vernehmen wie folgt: „Die celtischen Sprachen haben kein Schriftzeichen um die Palatalen des Sanskrit auszudrücken. Der Laut derselben ist sogar dem cymrischen Zweige ganz fremd, aber beide Palatalen c′ (nach unsrer Schreibung k′) und g′ finden sich im Gälischen. So oft jedoch im Irländischen auf t und d ein schwacher Vocal, d. h. e oder i folgt (a, o, u heissen starke Vocale, fortes, broad, im Gegensatze zu den genannten schwachen, faibles, small), so wird ihre Aussprache etwas gemildert und würde sich eher durch französisches ti in tien und di in dieu wiedergeben lassen.“ Dies bezeichnet den ersten Einfluss der Vocale e, i auf den vorhergehenden Dentalen, wir haben hier offenbar ein tje, tji für te, ti.

„Im Ersischen aber wird jenes t und d vor e und i ganz wie die sanskr. Palatalen k′ und g′ gesprochen, einer ähnlichen Veränderung vor den schwachen Vocalen unterliegt auch g“ u. s. w. Wir werden sogleich bei genauerer Betrachtung des Ersischen sehen, dass der Zetacismus dort eine bei Weitem grössere Ausdehnung erreicht hat, als Pictet im Angeführten andeutet. Ueber das Ersische im Allgemeinen sagt Pictet (avant-propos p. IX.): „das Ersische ist die Sprache der Bergbewohner Schottlands. Seine schrift-

lichen Denkmäler sind bei weitem weniger alt und weniger zahlreich als die Irlands und scheinen nicht über das 15te Jahrhundert hinaufzureichen. Die traditionellen Dichtungen, die man gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gesammelt und unter Ossians Namen herausgegeben hat, sind das Bemerkenswertheste, das es besitzt. Im Vergleiche mit dem Altirländischen, zeigt das Ersische zahlreiche Spuren jener Entstellung, die durch die Wirkung der Zeit bei den Sprachen vor sich geht und es nähert sich in dieser Beziehung dem gesprochenen und modernen Irländischen." Der Zetacismus der ersischen Sprache, welcher jedoch nicht in die Schrift eingedrungen ist, sondern nur aus der Aussprache sich ergiebt, ist nun nach Stewarts elements of galic grammar *) folgender.

Die Vocale e, i (small vowels) üben ihren Einfluss sowohl auf den in derselben Sylbe unmittelbar vorhergehenden, als den unmittelbar folgenden Consonanten aus. Die letztere Art von Einwirkung ist der celtischen Familie eigenthümlich.

c, ch und g erleiden keine wesentliche Differenz in der Aussprache durch den Einfluss eines small vowel, gh dagegen nähert sich in diesem Falle dem j (y im englischen young), z. B. ghin, produced.

t wird zu tsch (engl. ch in cheek, chuse), so tinn, sick; caillte, lost.

---

*) Die gälische Sprachlehre von Ahlwardt in Vaters Vergleichungstafeln u. s. w. 1822.; die ersische Grammatik im Gaelic dictionary etc. to which is prefixed a new Gaelic grammar, by Armstrong 1825. schliessen sich wenigstens in Bezug auf unseren Stoff wesentlich an Stewart an. Ein Auszug der Sprachlehre Stewarts findet sich auch vor dem Dictionary of the Gaelic language compiled and published under the direction of the Highland society of Scotland 1828. II vols.

Ganz entsprechend wird d unter den genannten Bedingungen zu dz' (englisch j in June, jew), so z. B. diù, refuse; àirde, height. Das i nach dem d wird gehört, Ahlwardt in seiner gälischen Sprachlehre p. 230. umschreibt z. B. das Wort dia, Gott, mit dschiä. Small dh wird nach Stewart p. 17. wie small gh gesprochen; Ahlwardt sagt, es nähere sich dh vor e, i sehr einem deutschen j: dhearc, spr. jarchk, gesehen.

Small s wird sch (engl. sh in show, rash); so in bris, to break; sèimh (nach Ahlwardt schähn auszusprechen), ruhig. Ein t, d, s, n, r, l (welche Stewart unter dem Namen linguals begreift, a. a. O. p. 2.) kann zwischen i und e und s treten, ohne die in Rede stehende Wirkung dieser Vocale auf s zu hemmen. Einige Ausnahmen siehe bei Stewart p. 18.

Ueber l, n, r giebt Stewart die Regel, dass sie in der Aussprache Veränderung erleiden, wenn in derselben Sylbe i oder e ihnen folgt oder vorausgeht, es mag nun eine Liquida (l, n, r, s) zwischen beide treten oder nicht.

Die durch e, i afficirte Aussprache des l ist = llj in million (ital. gl, Portugiesisch lh, nach der Grammatik in Armstrongs dictionary), so in linn, an age; pill, to return. Doch hat es diesen mouillirten Ton nicht, wenn es (nach Stewart) aspirirt ist, was sich bei l, r, n nicht aus der Schrift, sondern aus der grammatischen Verbindung erkennen lässt; vgl. Stewart a. a. O. p. 30, I.

Nicht aspirirtes n wird unter den bezeichneten Verhältnissen nj (franz. ng in guigne, ital. regno, Grammatik in Amstrongs dictionary) z. B. nigh, wash; binn, melodious, cuirn, heaps of stones.

Small r hat nach Stewart nichts Entsprechendes im Englischen, nach Armstrongs Grammatik klingt es wie ri im französischen Worte inferiorité, nach Ahlwardt ungefähr wie rrj. Beispiele nach Ahlwardt: a righ, sprich ah rrji, o König; mòir, spr. mohrrj, Genitiv von mòr, gross.

Es finden sich auch ausser diesen unter bestimmte Regeln gefassten Fällen einzelne Beispiele von Zetacismus in den celtischen Sprachen. Vgl. z. B. Pictet de l'affinité etc. p. 150: „Das z, welches das Bretonische und Cornische oft in der zweiten Person singularis der Verba darbieten, wie denez, du kommst; deufez, du würdest kommen; cornisch: asas, du bist; beazez, du bist gewesen — — — ist nur eine Corruption des t, welches das cymrische (gallois) unversehrt erhalten hat;" wyt, du bist, ait, du gingst, buasit, du bist gewesen; z und t sind aus ursprünglichem ti entstanden, dessen i theils spurlos verschwand, theils vor dem Verschwinden seine Wirkung auf das vorhergehende t ausübte.

Zetacismus der lettischen Sprachen.

Das durch seine häufige Uebereinstimmung mit dem Sanskrit und überhaupt durch die treue Erhaltung vieler ursprünglichen Spracherscheinungen höchst merkwürdige Littauische hat nur den dentalen Zetacismus und auch diesen noch nicht vor sylbebildendem i oder e. Die palatale Spirans j, deren Verschwinden wir schon mehrfach mit dem Zetacismus eintreten sahen (so im Griechischen, im Prakrit, im Romanischen) ist erhalten. Die Gutturalen sind dem Zetacismus nie unterworfen, obwohl i nach ihnen oft als j hörbar ist, was theils durch seine Stellung als unbetonter Vorschlag vor andern Vocalen sich von selbst ergiebt, theils von Mielcke in seiner Grammatik der littauischen Sprache ausdrücklich angegeben wird, obschon die Verbindung kj, gj sonst für den Zetacismus sehr günstig ist. Man schreibt und spricht demnach z. B. penkiolika, fünfzehn; akiû, der Augen; walgiau, ich ass. Denn in Wörtern wie szirdis, cor; isz, ego; ziema, hiems verdankt der Sibilant seine Entstehung nicht dem Zetacismus; in andern Wörtern wie asis, anser

skr. हंस (hañsa); žême, terra (χαμαί) liegt kein i zu Grunde und der Uebergang der Gutturalis in den Sibilanten findet doch statt. Es ist dieser Wechsel schon oben beim Zend besprochen worden.

Nur ti und di werden, wenn ein Vocal folgt, also das i einem j an Werthe gleich steht, in czi und dz'i verwandelt, und zwar wird das i nach cz und dz' nicht ausgesprochen (Mielcke a. a. O. p. 9. II, 1.), so dass eine völlige Verschmelzung der Dentalis mit dem i in die Laute च (c') und ज (g') stattfindet. Beispiele dieses Lautwechsels kommen häufig vor; so in der Declination der Nomina auf -dis und -tis, wie z'altis, die Schlange, und z'odis, das Wort, welche im Genitiv, wie auch in anderen Casusformen, das t und d auf die ungegebene Weise verwandeln; der Genitiv z. B. der angeführten Worte heisst z'alczio, z'odz'io; derselbe Lautwechsel tritt bei der Steigerung der Adjective ein: didis, gross, hat im Superlativ didz'iausas; ebenso in der Conjugation sėdżiu, sedeo, von der Wurzel sed, die in einer anderen Präsensform, sėdmi, erscheint (vgl. das ganz entsprechende ἕζω aus einem vorauszusetzenden σεδjω); kwieczìu, ich lade ein; 2te Person kwieti, von der Wurzel kwiet. Nicht selten, vorzüglich in der Declination vor den mit e beginnenden Casusendungen, wird das i nach cz und dz' ausgelassen; so heisst der Dativ von naktis (Nacht) und szirdis nakczei und szirdzei u. s. f.

Aber selbst bei den Dentalen tritt der Zetacismus nicht ohne Ausnahme ein, besonders erinnere ich mich die Lautgruppen tie und die häufig gelesen zu haben; so bilden die eben angeführten Substantiva im Genitiv naciés, szirdiés; nicht selten finden sich zetacisirte Formen neben den anderen, wie saldiems neben saldz'iems als Dativ pluralis von saldus, süss.

Viel ausgebreiteter ist der Zetacismus in der überhaupt ein neueres Gepräge tragenden lettischen Spra-

che, er umfasst hier Dentalen, Gutturalen, Zischlaute und Liquidae *).

Das Lettische wird mit deutschen Buchstaben geschrieben, während das Littauische sich der polnischen Schreibweise bedient. Das Lettische hat jedoch mehrere deutsche Buchstaben in zwei zerlegt, dadurch, dass es die Verschiedenheit durch einen Strich bezeichnet, welcher bald Verhärtung (bei s und sch) bald weichere Aussprache (bei k und g) bald ein latentes j (bei l, n, r) bezeichnet. Ich habe den lettischen Lauten daher eine Umschreibung nach polnischer Orthographie beigegeben, um eine Einheit in der Schreibweise herzustellen, wodurch zugleich die nahe Verwandtschaft des lettischen und slawischen Zetacismus klarer heraustritt.

Was nun zunächst die Gutturalen betrifft, so wird im Lettischen

k vor i und e zu z (spr. ts = poln. c).

lik-t, inf. legen, praes. leek-u, ich l., II. Pers. Praes. leez-i, du legst.
lohk-u praes. ich biege, Infinit. lohz-iht.
kohk-s, Baum. Diminutiv kohz-insch.
rohk-a, Hand. Dim. rohz-ina,
semneek-s, Bauer, fem. semneez-e.
littau. kirsti, hauen, lett, zirst.

g in gleichem Falle zu ds (= poln. dz),

degt (skr. दह्, dah), brennen; I. pers. praes. degg-u **),
II. pers. deds-i.
kungs, Herr, Diminut. kunds-insch.

*) Vgl. über diese Lautwechsel im Lettischen Potts Abhandlungen de Littuano-Borussicae in Slavicis Letticisque linguis principatu.

**) Verdoppelung des Auslautes der Wurzel wegen der Kürze des Wurzelvocals.

mig-t, einschlafen; mids-inaht einschläfern.
littau. gerti, trinken; lett. dsert.

Die zweite Declination der Masculina (nach Stenders Eintheilung), die der Nomina auf -i-s, ist besonders geeignet die durch j hervorgebrachten Consonantenveränderungen zu zeigen. Vor den Casusendungen, die mit Vocalen anfangen, geht das i des Stammes in j über, welches dann mit den Consonanten verschmilzt, welche dem Zetacismus unterworfen sind. Nur im Ablativus Singularis wird das i (j) des Stammes mit dem i der Casusendung in î zusammengezogen, wodurch der vorhergehende Consonant vor dem zersetzenden Einflusse des j geschützt wird. Die Ausnahmen, welche Stender p. 41. und 42. aufstellt — Nomina auf -is, die in den casibb. obliqu. den Consonanten nicht verändern — gehören eigentlich gar nicht in diese Declination, sondern in die erste (nach Stender), von welcher sie sich nur dadurch unterscheiden, dass sie im Nominativ -is für -as haben. Dieses i ist aber nur eine Schwächung von a und auf den Nominativ beschränkt, die übrigen Casus dieser Formen auf is stimmen ganz mit der Declination der Nomina auf as überein.

Dentale.

t wird sch (pol. sz, franz. ch).
Leiti-s, Littauer, Genit. Leisch-a.
Wurzel put, flare, spirare, praes. puhschu (für puhtju, litt. pucziu).

d wird sch (z', franz. j).
breedi-s, Elenthier, Genit. breesch-a (aus bredja).
Wurzel sed, praes. (auf ju) sehschu, sedeo (für sehdju; litt. sedziu, ἕζω aus σεδjω.
Wurzel od, odorari, praes. ohschu, rieche (für ohdju; litt. ůdziu, ὄζω).

Zischlaute und assibilirte Dentalen.

s (s) wird sch (sz).

wehrsi-s, Ochse, Genit. wehrsch-a (für wehrsja),
litt. jos-mi, ich gürte, lett. johschu.

z (t und hartes s, poln. c) wird tsch.
lahzi-s, Bär, Genit. lahtsch-a (fü lahzja).

s (z) wird sch (z', franz. j).
ahsi-s, Bock, Genit. ahsch-a (für ahsja).

dz (dz) wird dsch (dz').
drudsi-s, Fieber, Genit. drudsch-a (für drudsja).

Liquidae.

Sie werden virgulirt und sind dann mit einem Anfluge von j auszusprechen.

l wird ł;
brahli-s, Bruder, Genit. brahła (für brahlja),
swel-t, Infin. glimmen, I. Pers. Praes. sweł-u (für -llju).

n wird ṇ.
sapni-s, Traum, Gen. sapṇa (für sapnja) *).

r wird ṛ.
kihri-s Möve, Gen. kihṛ-a (für kihrja).
dser-t (Infin.) trinken, I. pers. praes. dseṛṛu (f. dserrju).

Labiale und labialer Nasal.

Diese behalten das ursprüngliche j, z. B.

dumpis, Aufruhr, Gen. dumpja. pemp-t, Infin. schwellen, I. pers. praes. pempju.

dambis, Damm, Gen. dambja. strehb-t, schiessen, I. pers. praes. strebju.

burwis, Zauberer, Gen. burwja.

bohmis, Hebebaum, Gen. bohmja; stum-t, stossen, I. pers. praes. stumju.

---

*) Dieses Wort ist im Lettischen durch die Schwächung des ursprünglich auslautenden a (sapná-s) zu i völlig in die i Declination übergetreten (vgl. skr. स्वप्न, svapna, Zend [illegible], qafna; somnus; ὕπνος), ein Wechsel, der noch durch mehrere Beispiele ans der genannten Sprache belegt werden könnte.

Wie sich der gesammten lettischen Sprache eine gewisse slawische Färbung nicht absprechen lässt, so sind es besonders die im Lettischen sich kundgebenden Gesetze des Zetacismus, welche, wie schon bemerkt, sehr zu denen stimmen, die sich im Slawischen finden und zu deren Darstellung wir uns sofort wenden.

Zetacismus der slawischen Sprachen.

Die slawischen Sprachen sind die wahre Heimath des hier besprochenen Lautgesetzes; die Ausdehnung, in welcher es sich in diesen Sprachen, zumal aber im Polnischen, geltend macht, ist in der That bewundernswerth. Eine Betrachtung sämmtlicher slawischen Dialecte würde zu vielen Wiederholungen geführt haben, da Vieles allen gemeinsam ist, ich wählte mir demnach zwei slawische Sprachen aus, um an ihnen die Gesetze des Zetacismus aufzuzeigen. Aus dem Ostslawischen zog ich die altslawische Kirchensprache als älteste bekannte Form desselben den Uebrigen vor, unter den westslawischen Sprachen gab ich der polnischen Sprache desshalb den Vorzug, weil gerade in ihr der Zetacismus seinen Gipfelpunkt erreicht, und weil sie ferner zweifelsohne die der bedeutendsten westslawischen Nation ist. Dazu kommt, was beim Polnischen durchaus nicht unwichtig ist, dass ich die Kenntniss der Anfangsgründe desselben und vorzüglich der Aussprache dem Unterrichte eines Eingebornen verdanke, der sich zumal in letzterem Punkte keine Mühe verdriessen liess.

Das Altslawische wird bekanntlich mit cyrillischen Buchstaben geschrieben. Dieses Alphabet scheint auf den ersten Blick kein j zu haben; allein es kommt doch darin vor; der Erfinder hat nämlich für die Vocale, denen j vorhergeht, Zeichen gegeben, die beides, das j und den Vocal, ausdrücken. Diese Nichtzerlegung des j von dem ihm fol-

genden Vocale erklärt sich leicht daraus, dass das Griechische Alphabet, nach dem das Cyrillische gebildet ist, kein Zeichen für j besitzt *). Die Vocale, denen j vorhergeht, werden von den Grammatikern vocales affectae genannt; i ist für ji, welche Bedeutung es auch im Polnischen hat; ihm gegenüber steht der Jery genannte Buchstabe = polnisch y, ein i bezeichnend, das oft einem andern Vocale in den verwandten Sprachen entspricht, und welches auf den vorhergehenden Consonanten nicht wirkt. Das reine ursprüngliche i nimmt immer ein j vor sich an, d. h. es verschmilzt mit dem vorhergehenden Consonanten durch ein j, welches nun in nähere oder engere Verbindung mit demselben tritt. Wir haben also eine zweifache Reihe von Vocalen nach dem cyrillischen Systeme.

1) Solidae: a, e, y, o, u,

2) Liquidae oder affectae:

ja, je, i (ji), (jo) je **), ju.

Dass i selbst im Altslawischen den Werth von ji habe, zeigen Formen wie zemli, locat. von zemlja, die Erde, für zemlji. Uebrigens wird sehr häufig im Slawischen den Vocalen ein j vorgeschlagen in Fällen, wo die verwandten Sprachen durchaus kein i zeigen.

Das Verhältniss eines j zu den vorhergehenden Consonanten lässt sich für das Altslawische kurz zusammenfassen. Es sucht sich nämlich j mit dem vorhergehenden Consonanten so innig als möglich zu verbinden; daher sind alle echt slawischen Consonanten dem Zetacismus unterworfen (φ, ϑ, ξ, ψ sind nicht echtslawisch, sondern griechisch), die

---

*) Für das im griech. Alphabet ebenfalls fehlende w (v) wurde *B* gesetzt.

**) Ein in der zweiten Reihe dem o entsprechendes jo wird im Altslawischen durch je ersetzt; o geht nämlich in der genannten Sprache nach j in e über. (Dobrowsky Institt. Cap. II. §. III.)

natürlich ausgenommen, die ihre Entstehung fast überall dem Zetacismus verdanken (sz=sch, cz=tsch, szcz=schtsch) und keine weitere Veränderung durch Einwirkung des palatalen Lautes j zulassen. Consonanten, deren Natur dem palatalen j nicht widerstrebt, gehen die Verbindung mit einem solchen j ohne wesentliche Veränderung ein, so die Liquidae, oder haben theils den veränderten, theils den unveränderten Laut (Dentale, Labiale); die, welche zu einer solchen Verbindung vermöge ihrer organischen Beschaffenheit sich nicht eignen, werden durch die Verschmelzung mehr oder weniger ihre ursprüngliche Beschaffenheit einbüssen (die Gutturale und in den meisten Fällen auch die Dentalen). Wir können also den Zetacismus des Altslawischen nach dem Grade der Veränderung, die er an den ihm zu Grunde liegenden Consonanten hervorbringt, in zwei Classen eintheilen, deren eine die Verbindung von j mit einer vorhergehenden Consonanz begreift, in welcher die letztere keiner wesentlichen Veränderung in der Aussprache, gar keiner aber in der graphischen Darstellung unterliegt, die andere enhält die in ihrer Verbindung mit j umgewandelten Consonanten. Die erste Art des Zetacismus fällt mit dem zusammen, was die slawischen Grammatiker Jeriation nennen, zu ihr gehören alle Consonanten, die im Auslaute Jerj annehmen können. Dieses Jerj (ь) ist nämlich ein Zeichen, welches einem Consonanten beigesetzt wird, um anzudeuten. dass in ihm ein j ruhe, z. B. altslaw. ogn′, polnisch ogien′, vgl. ignis, skr. अग्नि (agni). Das i ist hier ius n zurückgetreten, zeigt sich aber, so wie eine vocalisch anfangende Endung ans Wort tritt, also z. B. Gen. von ogn′, ognja, Dat. ognju, u. s. f.; im Poln.: Gen. ognia, Dat. ogniowi. Eine solche consonans jeriata hat eine eigenthümliche Aussprache, in welcher sich das Durchschimmern eines j nicht verkennen lässt. Immer aber ist es ein so enges Verschmelzen des j mit dem Consonanten, dass letzterer dadurch afficirt wird und demnach die Jeriation zu dem Zetacismus ge-

rechnet werden muss. Bei den Polen wird die Jeriation durch einen Strich (′) angedeutet. Um zu bezeichnen, dass ein Consonant kein schlummerndes i enthalte, wird in altslawischer und russischer Orthographie ebenfalls ein Zeichen (altslaw. ъ, russisch ь), Jerr genannt, gebraucht, so dass jeder Endconsonant eines dieser beiden Zeichen haben muss. Man sieht ein, dass das letztere Zeichen rein überflüssig ist, weswegen Dobrowsky sich desselben nicht bedient. Auch das Polnische kennt es nicht.

Mit j gehen nun vor Allem n und l eine leichte Verbindung ein; n wird dann palatal, auch l wird mit Anstoss der Zunge an den Gaumen gesprochen; z. B. kon′, altslaw. und polnisch, Pferd; chmel′, poln. chmiel, Hopfen etc.

Dieselbe Verschmelzung von n und l mit j findet auch in den romanischen Sprachen statt; ciconia wird italiänisch cicogna, franz. cicogne; aranea, ital. ragno, franz. araignée; filia, ital. figlia. franz. fille; familia, ital. famiglia, franz. famille. Das durch j nicht afficirte l wird im Polnischen guttural gesprochen und ł geschrieben.

r ist im Altslawischen nur der Jeriation fähig, im Polnischen wird es durchaus in der Aussprache umgewandelt und giebt mit j das berühmte polnische oder Tschechische rz, z. B. altslaw. wepr′, polnisch wieprz, aper; im Inlaute wird es im Polnischen vor den Vocalen i (y), e ebenfalls auf die angegebene Weise verändert, z. B. altslaw. tri, poln. trzy, drei; altslaw. prez, poln. przez, durch u. s. f.

Die Dentalen und die einfachen Zischlaute (t, d; s, z) können im Altslawischen jeriirt werden. Das Polnische dagegen verwandelt sie im entsprechenden Falle in eigenthümliche Laute, die sich meines Wissens in keiner anderen Sprache in dieser Weise wiederfinden *) und auf die wir

*) Eine ähnliche Mittelstufe zwischen t′ und cz, s′ (altslaw.) und sz, z′ und ż findet sich im Tscheremissischen nach Wiedemann, Tscher. Gramm. Reval 1847. p. 16.

nachher zurückkommen werden. Sie werden durch Schluss der Zunge hinter den Zähnen gebildet. Beispiele:

	Altslawisch	Polnisch
t,	nit', Faden,	nic'
d,	z'rd', z'erd', Stange	gerdz'
s,	los', Elenthier,	łos'
z,	kniaz', Fürst,	kniaz'.

Im Inlaute werden die genannten Laute, wenn j auf sie folgt, im Altslaw. verändert und ebenso im Polnischen in derbere, dem Gaumen näher liegende Laute verwandelt. Die eben aufgezählten Laute t', d', s', z' im Altslaw. und noch mehr die im Poln. entsprechenden c', dz', s', z' tragen das Gepräge einer gewissen Feinheit, Künstlichkeit. Natürlicher und leichter auszusprechen sind die gröberen Veränderungen, von denen gleich die Rede sein wird. Letztere theilt auch das Slawische mit anderen Sprachen, die eben aufgezählten sind ihm, resp. dem Polnischen, eigenthümlich.

Die Labialen p, b, w, m, stehen dem palatalen j fern; desshalb gehen sie, wenige Fälle ausgenommen, im Polnischen keine engere Verbindung mit j ein; selbst b' und m' z. B. lassen sich ziemlich deutlich als bj, mj vernehmen.

Im Altslawischen wird dagegen, um eine Verbindung zwischen den Labialen und dem j herzustellen, im In- und Auslaute ein l zwischen Beide eingefügt. In der That ist auch der Theil des Mundes, in welchem durch Anschluss der Zunge das gewöhnliche l gebildet wird, hinter den Zähnen nach dem Gaumen zu belegen; die Verbindung des l mit j ist daher sehr bequem (s. o.) und l also passend um das enger bindende Mittelglied zwischen zwei so verschiedenen Lautclassen zu bilden, als Labiale und Palatale sind. Doch wird auch im Altslawischen nicht überall diese Auskunft getroffen, sondern häufig j den Labialen lose angefügt, wie im Polnischen. Beispiele:

	Altslaw.	Polnisch.
p,	kaplja, Tropfen.	kapię, ich tröpfle.
	kuplju	kupię, ich kaufe.
b,	korabl′	korab′, Schiff.
	ljublju	lubię, ich liebe.
w,	z′erawl′,	z′óraw′, Kranich.
	lowlju	łowię, ich jage, fange.
m,	zemlja	ziemia, Erde.
	drjemliu, ich bin schläfrig,	łamię, ich breche.

Da sz, z′, cz, szcz, c, im Auslaute wenigstens, immer durch die Einwirkung eines i entstanden sind, so haben sie im Altslawischen stets Jerj um eben diesen Ursprung anzudeuten. Im Polnischen dagegen haben sie nie das Zeichen der Jeriation (′), eben weil ein i schon in ihnen liegt, das nicht erst besonders angedeutet zu werden braucht.

Beispiele dieser Schreibweise finden sich überall.

Die Gutturalen sind nun diejenige Consonantenclasse, die nie ein Jerj nach sich hat; denn wo k, g, ch ein solches haben sollten, werden sie verändert. Das Polnische hat übrigens häufig Gutturalen vor i und j, wovon später noch ein Mehreres.

Die Veränderungen, denen die Gutturalen vor i, e und j unterworfen sind, sind folgende.

Altslawisch.

1. k wird c; lik, χορός, Nom. Plur. lici.
   „ „ cz; oko, Auge, Nom. Plural. oczi.
2. g „ z, poln. dz; bog, Gott, Plur. bozi.
   „ „ z′; bog, Gott, Vocat. boz′e.
3. ch „ s; poln. s; duch, Geist; Plur. dusi.
   „ „ sz; ucho, Ohr, Plur. uszi.
   sk „ szsz; isk-ati, suchen, praes. iszcz-iu.

Polnisch.

1. Anglik, Engländer, Plural Anglicy.
   oko, Nom. plur. oczy.

2. droga, Weg, dat. drodze (Endung -ie).
bóg, Vocat. boz'e. (Vgl. d. Instrument bogiem und ähnl.)
3. włoch, Italiäner, plur. włosi *).
ucho, pl. uszy.
błyskac' blitzen, praes. błyszczę.

Wir kommen zu den Verwandlungen der Dentalen, soweit sie nicht oben schon zur Sprache gebracht sind.

t wird im Altslawisch. szcz, mut-iti, turbare, praes. muszcziu.
„ „ Polnisch. c, dept-ac', treten, praes. depcę.
d “ Altslaw. z'd, wod-iti, führen, praes. woz'diu **).
„ „ Russisch. z', wodit', praes. woz'u.
mez'a, limes, Altslaw. mez'da, v. d. Grundform medja.
„ „ Polnisch. dz, Wurzel sied, sitzen, praes. siedzę.
„ „ błąd, defectus, loc. błędzie ***).
z „ Altslaw. z', maz-ati, praes. maz'iu, salben.
„ „ Polnisch. z', maz-ac', praes. maz'e.
„ „ Poln. z', Francuz, plur. Francuzi.
s „ Altslaw. sz, pis-ati, schreiben, Praes. piszju.
„ „ Polnisch. sz, pis-ac' „ „ piszę.
„ „ „ s', las, Wald, Vocat. lesie.
c „ Altslaw. cz, otec, Vater, Vocat. otcze.

Im Polnischen wird es theils nicht verwandelt, szewc, Schuster, plur. szewcy; kupiec, Kaufmann, plur. kupcy, theils ebenfalls in cz; z. B. co, was, gen. czego, dat. czemu etc.

st wird Altslaw. szcz, pust-iti, dimittere, praes. puszcziu.

---

*) s, z, c vor i (d. h. ji) werden wie s', z', c' gesprochen, d. h. sie verbinden sich mit dem dem i vorschlagenden j.

**) Diese Form fällt auf, da sie ja wieder d vor i stellt. Es scheint eine Umkehrung von dz' zu sein, wie st die des wie ts gesprochenen ţ. Das Polnische und Russische hat hier die ursprünglicheren Formen bewahrt.

***) Die Entstehung dieses ę aus ą erinnert an den deutschen Umlaut. Doch sind die Gesetze desselben im Polnischen keineswegs constant.

st wird Poln. szcz, chłost-ac' geisseln, praes. chłoszczę.
sd „ Poln z'dz', gwisd-ac', pfeifen, praes. gwiz'dz'ę.

Im Polnischen findet sich nicht selten nach k, g, ch ein i sogar mit folgendem Vokale, ohne dass Zetacismus eintritt; so z. B. Polakiem, bogiem, s'niegiem, Włochiem, Instrumental. singul. von Polak, Pole; bóg, Gott; s'nieg, Schnee; Włoch, Italiäner, neben człowiecze, boz'e, Vocativ und monarze Dativ von człowiek, Mensch; bóg; monarcha, Monarch, mit der Endung ie. Ganz parallele Erscheinungen bietet das Griechische in γλυκίων neben γλύσσων; ἅγιος neben ἅζω; παχίων neben πάσσων. Es ist in sprachlichen Dingen überhaupt sehr selten, dass ein Gesetz mit Consequenz durchgeführt erscheint. Das Polnische schreibt nach den Gutturalen immer i, nie y; während das Altslawische nur y (ЪI) nie i folgen lässt. Doch wird auch im Polnischen das sylbebildende i nach Gutturalen, nicht wie sonst = ji gesprochen, sondern gilt als einfaches i und es wäre sonach in der That die Schreibweise mit y der im Polnischen bestehenden vorzuziehen.

Darin stimmt aber das neuere mit dem älteren Idiom zusammen, dass die Gutturalen nicht jeriirt werden können; sie haben nie, weder im Polnischen noch im Altslawischen Jerj (') nach sich, sondern werden in diesem Falle immer mit dem j inniger verschmolzen, d. h verändert.

Nach c, cz, sz, (szcz), dz, dz', z' (z'dz') schreibt man in der polnischen Sprache stets y. Das ji zu sprechende i kann nicht stehen, weil jene Laute schon das j enthalten (da sie ja aus anderen mit j zusammengegangenen Consonanten entstanden sind), es bleibt also vom i nur der rein vocalische Theil übrig, der eben durch y ausgedrückt wird. Das Altslawische hat nach den entsprechenden Lauten stets i, nicht y, dessen Aussprache jedoch in diesem Falle wohl dieselbe gewesen sein mag wie im Polnischen, d. h. nicht ji, sondern i. Die altslawische Schreibweise ist mehr historisch, die polnische genauer der Aussprache angepasst.

Das polnische harte ł ist vom weichen l (dem durch i oder j afficirten) sehr verschieden im Klange; beide wechseln je nach Massgabe der folgenden Laute, z. B. stały, standhaft, mit hartem ł, weil y hier dem lat. u, griech. o und skr. a entspricht, also keinen Zetacismus bewirkt; der Comparat. dagegen heisst stalszy, weil in der Endung szy ein j liegt, vgl. Bopps vergl. Gramm. p. 423. §. 305, 2.

Bisweilen steht das polnische l für lj, obschon regelmässig das i nach l schriftlich ausgedrückt wird; z. B. stół, Tisch, hat im Vocativ mit der Endung ie: stole, wo also das l eine vollständige Verbindung des l mit j bezeichnet. Wenn sich l da findet, wo keine Veranlassung zur Erweichung vorzuliegen scheint, so ist dies mit der im Polnischen so häufigen Einschiebung eines j vor Vocalen zusammenzustellen, welches j hier eben im l enthalten ist.

Vor i haben im Polnischen die Consonanten, die am Ende der Worte, wenn sie j enthalten, mit ′ bezeichnet werden, dieselbe Aussprache, als hätten sie das ′, ohne dass dies jedoch besonders bezeichnet wird, da sich die Geltung dieser Consonanten aus dem folgenden i (d. h. ji, wenn es sylbebildend ist, j wenn ihm noch ein Vocal folgt) von selbst ergiebt.

Da das Polnische sehr häufig vor anderen Vocalen ein i (j) einschaltet und dadurch Zetacismus hervorruft, da ferner vor den zetacisirten Consonanten nur gleichartige Consonanten stehen können und überdies nicht selten eine Art Umlaut durch i und j bewirkt wird, so sind die Bedingungen gegeben zu zahllosen Lautveränderungen, die sich alle vom Zetacismus herschreiben. Ein Versuch diese sämmtlich zu systematisiren, liegt nicht in meiner Absicht; die Grundgesetze sämmtlicher Erscheinungen sind bereits im Obigen angegeben.

Als Beispiel dieser Entstellungen der Wortformen durch das in Rede stehende Lautgesetz führe ich einige mit der

Endung ti gebildete Abstractformen auf, die im Slawischen als Infinitive gebraucht werden.

Das Altslawische hat diese Endung in ihrer ursprünglichen Gestalt ti bewahrt, in welcher sie bekanntlich auch in andern indogermanischen Sprachen vorhanden ist z. B. शक्ति çak-ti, das Können, die Macht, von der Wurzel शक् vermögen, können; φά-τι-ς von der Wurzel φα; welches ti dem im Sanskrit Infinitiv und Gerundium, im Lateinischen das Supinum bildenden -tu nahe verwandt ist. Russisch wird es schon t' mit in Jerj verflüchtigtem i, welchem t das polnische c' entspricht. Die diesem c' vorhergehenden Consonanten werden nun verwandelt wie folgt:

t,	Wurzel	plot, falten;	Praes.	plotę	Infin.	ples'c'	für	plotti
d,	„	sied, sitzen;	„	siedzę	„	sies'c'	„	siedti
s,	„	pas, fallen;	„	pasę	„	pas'c'	„	pasti
z,	„	wioz, fahren;	„	wiozę	„	wiez'c'	„	wiozti
k,	„	piek, backen;	„	piekę	„	piec	„	piekti

wie moc, Macht, und noc, Nacht, aus mokti und nocti.

g,	Wurzel	mog, können,	Praes.	mogę	Infin.	modz	für	mogti
b,	„	grzeb, graben,	„	grzebię	„	grzes'c'	„	grzebti

Als Wurzel habe ich die nach polnischen Lautgesetzen veränderte Grundform des Verbi gegeben. Die Praesentia siedzę und grzebię sind mit i (j) gebildet (IVte Classe im Sanskrit), das mit d in dz übergeht. In grzes'c' ist selbst b in den Laut s' übergetreten, was ausser dieser Bildungsweise nicht vorkommen dürfte. In Formen wie ples'c' u. a. für plotti übt das ursprünglich auslautende i eine dreifache Wirkung, 1) es geht mit t zu c' zusammen, 2) das vorhergehende aus t entstandene s (vgl. p. 68.) wird mit dem ' versehen, 3) e tritt für o ein.

Die grosse Menge von Zischlauten, welche den slawischen Sprachen überhaupt, ganz besonders aber dem Polnischen eine eigenthümliche Färbung giebt, ist lediglich eine Folge der Consonantenveränderungen, die in der genannten

Sprachenfamilie durch j und i herbeigeführt werden. Das Gesetz des Zetacismus zeigt sich hier in seiner grössten Ausdehnung und ist schon desshalb für eine der wichtigsten jener Erscheinungen zu halten, welche im allmäligen Verfalle der Sprachen hervortreten, weil es, wie wir eben sahen, eine solche Geltung zu erlangen im Stande ist, dass dadurch einer Sprachenfamilie ein charakteristischer Habitus aufgeprägt wird, durch welchen sie gleich auf den ersten Blick von allen verwandten Familien sich unterscheidet.

Im Bisherigen sind die hauptsächlichsten hierhergehörigen Spracherscheinungen aufgeführt, welche sich auf dem Gebiete des indogermanischen Sprachstammes zeigen. Da aber der Zetacismus ein Gesetz ist, das, wie wir später genauer ausführen werden, durch die natürliche Beschaffenheit der Lautorgane ins Leben gerufen wird, so ist es klar, dass es durchaus nicht an einen Sprachstamm gebunden sein kann. Die Lautorgane sind ja überall dieselben, sie werden also sich auch stets auf gleiche Weise geltend machen und z. B. an der ursprünglichen Lautgruppe tj, ti u. s. w. dieselben Veränderungen im Laufe der Zeit herbeiführen können, mag diese Lautgruppe nun einer indogermanischen oder tatarischen Sprache angehören. Wir können demnach mit Recht erwarten, auch ausserhalb des indogermanischen Sprachstammes den bisher betrachteten Lauterscheinungen Analoges vorzufinden; nothwendig sind freilich diese Entstellungen nicht, es kann ja eine Sprache in dieser Beziehung wenigstens bis jetzt auf dem ursprünglichen Standpuncte verharrt sein, allein es ist doch a priori höchst wahrscheinlich, dass dies Letztere nicht durchgängig der Fall ist. Sehen wir zu, in wie weit unsere Vermuthung, auch ausserhalb des Indogermanischen den Zetacismus anzutreffen, gegründet ist.

Zetacismus ausserhalb des indogermanischen Sprachstammes.

Bei von den bisher erwähnten ganz verschiedenen Sprachen, bei Sprachen, welche nach ganz disparaten Bildungsprincipien gestaltet sind, suchen wir jetzt nach jener formellen Uebereinstimmung, die sich in ähnlichen Phasen lautlicher Entstellung oder Veränderung kundgiebt. Denn von dem Indogermanischen grundverschieden ist ja z. B. Chinesisch und Mongolisch, Sprachen, welche unter sich wiederum nicht minder verschieden sind. Selbst das Semitische steht, obgleich auch zu den Flexionssprachen gehörig, doch dem Indogermanischen viel ferner, als man vielfach annahm. Nicht zu leugnen ist indess, dass bei der Zurückführung des Indogermanischen auf seine ältesten, ursprünglichsten Formen sich manches Uebereinstimmende, selbst in grammatischer Beziehung, zeigt — der Uebereinstimmung in lexicalischer Beziehung zu geschweigen. Man darf nur einmal das Indogermanische mit dem Chinesischen zusammenhalten, um sich sofort seines näheren Verhältnisses zum Semitischen bewusst zu werden. Leider ist jedoch die Harmonie zwischen indogermanischen und semitischen Wörtern nicht gross genug, um durch Auffinden bestimmter Gesetze, nach welchen sich die Laute in beiden Sprachstämmen entsprechen, der Willkühr feste Schranken zu setzen, die für ihr wildes Treiben gerade an der Vergleichung des Semitischen und Indogermanischen ein ergiebiges Terrain gefunden zu haben scheint.

Allein nicht nur das flectirenden Semitisch theilt mit dem flectirenden Indogermanisch manchen Theil seines Sprachgutes, sondern was weniger bekannt aber anscheinend nicht minder gewiss ist, auch das Tatarische besitzt ein nicht ganz unbedeutendes Quantum von Elementen, die sich im Indogermanischen wiederfinden, während doch das Tata-

rische zur agglutinirenden Sprachclasse gehört, im Principe also völlig verschieden vom Indogermanischen ist. Die bekannten Sprachen dieses Stammes sind das Mandschu, Mongolische, Türkische, Magyarische, Finnische, Lappische und Estnische mit ihren Dialecten. Ihre Verwandtschaft unter einander ist ganz augenfällig und Abel-Remusat, der in seinen recherches sur les langues tartares (woselbst die europäischen Idiome dieses Sprachstammes nicht berücksichtigt sind, das Tibetische aber mit Unrecht zu den langues tartares gerechnet wird) dieselbe in Abrede stellt, ist durch Schotts Versuch über die tatarischen Sprachen, Berlin 1846, wohl gründlich widerlegt. Die Verwandtschaft der tatarischen Sprachen unter einander wird in ein viel helleres Licht treten, wenn erst die eigenthümlichen Lautwechsel, die zwischen den einzelnen Sprachen bestehen, und welche sich gewiss in Regeln zusammenstellen lassen, erforscht sind. Ohne den mir vorliegenden Stoff irgend erschöpfend hier zusammenstellen zu wollen, greife ich Einiges heraus, um das, was über das Vorkommen mit dem Indogermanischen übereinstimmender Elemente im Tatarischen gesagt ist, zu rechtfertigen. Dergleichen Uebereinstimmungen treten besonders im Magyarischen hervor. In dieser Sprache wird z. B. der Conjunctiv durch ein der Endung vorgeschobenes j gebildet, was ganz an das Bildungsprincip (j oder i) des indogermanischen Optativs erinnert. Z. B. ír-j-ak v. d. Wurzel ír, schreiben, entspricht in Anordnung der drei Theile, die das Wort bilden, und in jenem j, i völlig einem griechischen γράφο-ι-μι. Doch auch die anderen Sprachen des tatarischen Sprachstamms zeigen Aehnliches. Das Kennzeichen des partic. praet. ist t im Magyarischen und diese Bildungsweise findet sich im Türkischen wieder; magyar. ír-t, geschrieben; davon ír-t-am, ich schrieb, türkisch یزدم, jaz-d-üm für jar-düm (Schott, Versuch über die tatarischen Sprachen p. 43.); t (ta) bildet auch im Indogermanischen das part. praeter.; ein von

solchem Particip abgeleitetes Praeteritum stimmt sehr zu der entsprechenden Bildung im Tatarischen; vgl. ir-t-am, jaz-d-üm, z. B. mit neupers. بردم ber-d-em, ich trug, v. d. Wurzel ber, tragen.

Das pronomen interrogativum im Indogermanischen hat einen anlautenden Gutturalen zum Charakter, skr. क (ka), wer, किम् (kim), was; neupers. كه (ki), چه (k'i); quis, quid. Im Türkischen lautet das pron. interrog. كم, كيم (kim), wer; pron. relat. كه, كى (ki), غى (ghi); im Mongolischen interrogat. ken, wer (Schmidt, mongol. Grammat. p. 69.), relat. ki, kei (Schott a. a. O. p. 69). Im Magyarischen ki, wer (Farkas, ungarische Grammat. 9te Ausgabe, §. 5.); im Estnischen relat. ke, kä, keä, welcher; interrog. kes, wer (Hupels estnische Gramm., 2te Aufl. Mitau 1818.); im Syrjänischen kody (Wiedemann syrjänische Grammatik, Reval 1847.); im Tscheremissischen kü (Wiedemanns Grammatik 1847); im Lappischen kå und kü; im Wotjakischen kin u. s. w. (Schott a. a. O. p. 71.) Man sieht, der Stamm des pron. interrogat. ist geradezu derselbe im Tatarischen und Indogermanischen; das k findet sich in den verschiedenen Sprachen und ist somit in jedem Sprachstamm für die ursprüngliche Gestalt des besprochenen Pronomens zu halten.

Ich, du, er heisst Magyarisch en, te, ő; Finnisch minä, sinä, hän, plur. me, te, he (Strahlmanns finnische Grammatik §. 62.); Estnisch minna oder ma, sinna oder sa, temma oder tä, ferner se, dieser, to, jener; Syrjänisch (Wiedemann a. a. O.) me, te, syja, sy; syjä, taja gelten als Demonstrativa; Tscheremissisch (Wiedemann) min', ich, tyn', du, m'ä, wir, tä, ihr. Demonstrativa sind sida, tyda; Türkisch بن (ben), سن (sen), او (o); Mongolisch bi, genitiv minu (ich), tsi (du), dritte Person kommt nicht vor, mag aber (Schott a. a. O. p. 62.) e gelautet haben, da der Plural e-de (wie bi-de, wir, von bi, ich) heisst; Mandschu bi, si, i; auch als suffigirtes Pronomen zeigt die dritte Person des Prono-

mens den anlautenden Zischlaut; Türkisch باباسی baba-si, sein Vater; Finnisch isä-s, dein Vater; isän-sä, sein Vater; Tscheremissisch atja-se, Lappisch atzja-s, sein Vater; Lappisch suo, sun, pron. poss. sein, sijen, ihr (Schott a. a. O. p. 63) gehört ebenfalls hierher. Wir haben in diesen Formen eine auffallende Uebereinstimmung mit dem Indogermanischen, das ja auch für die erste Person, wenigstens für die cass. obliqu. m als Anlaut zeigt, für die zweite und dritte einen dentalen Anlaut hat, der sowohl dentale Muta (t, d), als dentale Sibilans (s) sein kann. Das türkische ben, Mongol. und Mandschu bi, für die erste Person lässt sich leicht als Veränderung eines ursprünglichen m fassen, auch die beigebrachten Demonstrativa stimmen zum Indogermanischen, wo sie auch t oder s zum Charakter haben.

Zweifelhafter erscheinen grammatische Anklänge, zumal wenn sie nicht in allen Sprachen in gleicher Weise sich finden. Im Mandschuischen dient z. B. -sa, -se, -si neben -ta, -te, -ti als Pluralbezeichnung; bei den Mongolen -s und -d, bei Pronomm. -te, -ten neben -nar; Finnisch -t, Estnisch -d (-ad, -ed); Türkisch in einigen Pronomm. -r oder -z (gewöhnliche Pluralendung ist bekanntlich lar, ler, doch könnten gerade die Pronomina Alterthümliches erhalten haben); Magyaren und Lappen bezeichnen den Plural mit -k. Ist hier die dentale Pluralbezeichnung (das s, t, d) die ursprüngliche und mit der indogermanischen auf s grundverwandt, und wenn dies der Fall ist, ist dann das magyarische k ein Vertreter dieses Dentals, oder ist nicht vielmehr dieses, das durch Pott (Etym. Forsch. II, 625.) eine allem Anscheine nach treffende Deutung aus dem Fragpronomen ki, wer, erhalten hat, als Grundform zu betrachten, oder endlich sind zwei verschiedene Bildungsprincipe anzunehmen? Vor der Hand, so lange die Lautgesetze, die zwischen den einzelnen Sprachfamilien und Sprachen des tatarischen Stammes obwalten, noch nicht ermittelt sind, geht man noch allzusehr im Dunkeln und man hat daher auf

die sich aufdrängenden Uebereinstimmungen nicht zu viel Gewicht zu legen. Uebrigens finden sich doch so zahlreiche Uebereinstimmungen in den Wurzeln nicht allein, sondern hier und da in Flexion etc., dass man nicht geneigt ist vorauszusetzen, alles dies werde sich durch das Auffinden der Gesetze, nach welchen sich die Laute in den verschiedenen tatarischen Sprachen entsprechen, wegräumen lassen. So z. B. die angeführte Congruenz de Pronomina. Soll man nun in diesen Congruenzen vereinzelte Fragmente erblicken, die sich aus einer Urzeit erhalten haben, in welcher selbst die Massen der Sprachstämme noch nicht geschieden waren, das Indogermanische und Semitische sich noch nicht durch das höhere Princip der Flexion vom Uebrigen ausgeschieden hatten? Und ferner geben die stärker markirten Congruenzen zwischen Indogermanischem und Semitischem uns ein Recht zu der Vermuthung an die Hand, dass diese beiden Stämme längere Zeiträume hindurch eine Masse bildeten und die letzten waren, welche sich differenziirten? Da nun selbst dem Chinesischen und Tibetischen Uebereinstimmungen mit den Wurzeln anderer Sprachen keineswegs abgehen (ich erinnere nur an chin. fu, tib. pha, Vater, skr. pi-tṛ; chin. mu, tib. ma Mutter, skr. mâ-tr); soll man also für diese Sprachstämme, denen sich gewiss noch andere anschliessen dürften, einen gemeinsamen Ursprung annehmen, sie aus einer Quelle herleiten — wodurch der Annahme der Abstammung der Menschen von einem Paare viel Vorschub geleistet würde — soll man sagen, dass wie den Sprachfamilien, deren Repräsentanten die Primärsprachen sind, Sprachindividuen entwuchsen (die romanischen Sprachen z. B. dem Latein), wie die Sprachfamilien dem Schoosse eines Sprachstammes angehörend, ebenfalls auf eine Ursprache zurückzuführen sind (die indogermanischen Sprachen z. B. auf eine indogermanische Ursprache), dass so auch wenigstens die genannten Sprachstämme in noch älterer Zeit vereinigt gewesen und erst einem, späteren Sprachscheidungen ähnlichen, Processe

der Differenziirung zufolge, in gesonderte Existenz getreten seien? Dass die Verschiedenheit der einzelnen Stämme eine sehr grosse ist, folgt dann eben aus der uralten Trennung. Oder soll man jene Uebereinstimmung aus dem allen Menschen gemeinsamen Wesen erklären? Zwischen diesen beiden Möglichkeiten eine Wahl zu treffen, dürfte schwer fallen. Trotz der erwähnten Uebereinstimmung in einzelnen Erscheinungen sind jedoch die genannten Sprachstämme so sehr verschieden, dass das Vorkommen derselben Lautgesetze in ihrer späteren Entwicklung immer ein bemerkenswerthes Factum ist, zumal da auch die Annahme eines gemeinsamen Urquells für alle Stämme doch nicht dazu dient, diese Uebereinstimmung in der lautlichen Entstellung zu erklären, welche erst im späteren Lebensalter der Sprache, also unermesslich lange Zeit nach einer etwa vorauszusetzenden Trennung der einst vereinten Stämme erfolgt. Das Vorkommen derselben Lautveränderungen bei so verschiedenen Sprachen beweist eben, dass die Bedingungen ihrer Hervorbringung in der menschlichen Natur selbst liegen.

Auch ausser dem Lautgesetze, von welchem wir hier speciell handeln, lassen sich die meisten, innerhalb eines Sprachstammes sich kundgebenden Lautveränderungen und Lautentsprechungen in den andern wiederfinden. Was den semitischen Sprachstamm betrifft, so ist es hinreichend bekannt, dass in ihm, bezüglich der Lautgesetze viel Uebereinstimmung mit dem Indogermanischen stattfindet, ich erinnere z. B: an den Wechsel der Dentalen (Muta, Assibilate, Sibilans, תלת, ܬܠܬ, ثلث, שלש u. s. f.), der im Indogermanischen (Hochdeutsch, Plattdeutsch — Dorisch und die übrigen Dialecte u. s. w) ebenfalls vorkommt, an die Assimilation (יגש für ינגש, الشيخ, esch-scheich für el-scheich) an das Verhältniss von j und w zu den verwandten Vocalen i und u, an den Einfluss, den das Wachsen des Wortes und

die Veränderung der Tonstelle auf die Vocale des Stammes haben u. s. w. u. s. w. Aber auch aus dem Gebiete der tatarischen Sprachen liesse sich eine grosse Menge von solchen lautlichen Processen anführen, die es mit den andern Sprachstämmen theilt, so z. B. die Assimilation, der Wechsel zwischen r und z (Schott a. a. O. p. 28.), der dem zwischen r und s im Indogermanischen entspricht, der Ausfall von Consonanten zwischen zwei Vocalen, der in beiden Sprachstämmen eine sehr häufig vorkommende Entstellung des Ursprünglichen ist und eine Masse ähnlicher, oft bis ins genaueste Detail zu verfolgender Lauterscheinungen. Selbst das Chinesische dürfte nicht ganz leer ausgehen bei einer in dieser Beziehung anzustellenden Vergleichung mit anderen Sprachstämmen, wiewohl seine eigenthümliche Beschaffenheit dem gegenseitigen Einwirken der Laute auf einander, so wie seine Schrift, der Bezeichnung und Ueberlieferung von dergleichen Veränderungen entschieden ungünstig ist.

Wenden wir uns nun zum Zetacismus zurück und führen wir aus dem Semitischen, dem Tatarischen und aus einigen einsylbigen Sprachen an, was sich in ihnen Hierhergehöriges findet.

Zetacismus des semitischen Sprachstammes.

Der semitische Sprachstamm ist arm an zetacistischen Lauterscheinungen. Die am meisten den Zetacismus begünstigenden Lautverbindungen, wie tj, dj, kj sind als Wort- und Sylbenanlaute nicht häufig, überdies pflegt der Semite bei der Aussprache die vocallosen Consonanten nicht so unmittelbar an einander zu sprechen, sondern selbst da, wo zwei Consonanten den Anlaut einer Sylbe bilden, sie in der Aussprache deutlich zu sondern (Schwa mobile, כיום beinahe wie kĕjôm). In den älteren semitischen Idiomen

haben wir ausserdem lautliche Entstellungen wie die, von welcher hier die Rede ist, noch nicht zu erwarten. Auch das Neuarabische steht in den meisten Fällen mit dem Altarabischen auf einer Lautstufe. Doch findet sich in der letztgenannten Sprache eine in unser Gebiet einschlagende Lautveränderung. Nach Caussin de Perceval (Grammaire arabe vulgaire, 2. Ausg. §. 27.) sprechen nämlich die östlichen Beduinen das ك (k) wie ital. c vor e und i, also wie französ. tch, deutsch tsch; كلب (kelb, Hund) laute ungefähr wie tchelb, ein Lautwechsel, der uns schon aus dem Romanischen, Schwedischen u. s. w. bekannt ist. Da nach ك, als nicht emphatischem Consonanten gerade die Laute e und i sehr häufig sind, so ist aus dem Zusammenstosse dieser Vocale mit k die angeführte Entstellung des ursprünglichen Gutturallautes leicht erklärlich. Ob ك (k) auch vor u, au etc. wie tsch gesprochen werde, finde ich nirgends ausdrücklich bemerkt.

Zetacismus des tatarischen Sprachstammes.

Wenn uns der semitische Sprachstamm keine reichliche Ausbeute an zetacistischen Lautwechseln darbot, so werden wir dagegen in verschiedenen Sprachen des tatarischen Sprachstamms Manches finden, das wir als eine Wirkung des in Rede stehenden Lautgesetzes betrachten müssen. Der tatarische Sprachstamm ist überhaupt reich an lautlichen Entstellungen verschiedener Art und diese sind es gerade, wodurch die Spuren der Verwandtschaft der zu ihm gehörigen Sprachen oft mehr oder minder undeutlich werden.

1. Zetacismus des Mandschu.

Ohne im Stande zu sein eine genauere Untersuchung der mandschuischen Lautlehre in ihrem Verhältniss zu den verwandten Sprachen anzustellen — eine Aufgabe, welche zu ihrer Lösung ein specielles Studium des gesammten tatarischen Sprachstamms erheischt — welche jedoch wahrscheinlich hierhergehörige Lautwechsel aus der mandschuischen Sprache sowohl, als aus verwandten, zu Tage fördern würde, genüge es nur das Wenige anzuführen, das sich aus der phonetischen Geltung der Schriftelemente ergiebt; d. h. die lautgeschichtlichen Facta aufzuzählen, die seit Einführung der Schrift eintraten und also aus dem Verhältnisse dieser zur Aussprache erkennbar sind.

Von der Gabelentz (grammaire mandschoue p. 18. §. 19) berichtet, die Aussprache der Buchstaben betreffend, eine Reihe zum Theil schon aus anderen Sprachen bekannter Modificationen der Consonanten, welche dieselben durch den Einfluss eines folgenden i erleiden. Es werde nämlich vor i, s oft wie französisches j (z') gesprochen, ousikha z. B. spr. oujikha; k vor i spreche sich wie ts, oder wie das deutsche und italiänische z aus; g vor i laute ds; tsch (k') werde im gleichen Falle zu ts und dsch (g') zu ds. Langlès, alphabet Mantschou etc. lässt beide Laute vor i in ts übergehen. Die dem s, k, g etc. entsprechenden Mandschu-Charaktere sind aus den der Gabelentzschen Grammatik beigegebenen Tafeln ersichtlich. Der Wechsel von tsch und dsch in ts, ds ist auffallend, die Analogie anderer Sprachen liess das Gegentheil erwarten, obschon alle Sibilanten vor i und verwandten Lauten vorkommen. Warum die gröberen Sibilanten und die mit diesen assibilirten Laute jedoch besonders gerne mit i sich verbinden, wird später klar werden. Das Mandschu selbst verwandelt ja, wie eben bemerkt, s vor i in den gröberen Zischlaut. Diesen Wechsel betref-

fend finden wir die beiden hier angezogenen Autoritäten auf den ersten Blick nicht völlig in Uebereinstimmung. Langlès (alphab. Mantschou p. 147.) sagt nämlich, s gehe vor i in ch über, erwähnt aber zugleich, dass das in Rede stehende s zwischen zwei Vocalen (deren zweiter nicht i ist) sanft wie z laute. Nehmen wir eine solche Erweichung des s Lautes zwischen zwei Vocalen an, so ist es klar, dass das Zeichen ᠰ, wie es den doppelten Laut s und z hat, so vor i, welches eben nur eine Vergröberung des Sibilanten bewirkt, auch die entsprechenden zwei Laute s' und z' haben müsse. Dafür stimmen auch die von beiden Gelehrten beigebrachten Beispiele. Von der Gabelentz führt nämlich ousikha, spr. oujikha (uz'ikha) an, hier steht der besprochene Buchstabe zwischen zwei Vocalen und ist demnach weich zu sprechen, vor i also nicht wie franz. ch, sondern wie franz. j; Langlès dagegen führt maksin, spr. makchin (maks'in) an, hier steht jener Consonant nicht zwischen zwei Vocalen und ist demnach vor anderen Vocalen als i wie s, vor i selbst dagegen wir s' (sch) zu sprechen.

2. Zetacismus der mongolischen Sprache.

Auch hier muss ich mich auf die allerjüngsten lautgeschichtlichen Vorgänge, d. h. auf das Verhältniss von Schrift und Aussprache beschränken. Was hierüber Schmidt in seiner mongolischen Grammatik, der sich jedoch seiner in der Vorrede zum angeführten Werke ausgesprochenen Absicht gemäss, mit Uebergehung alles Dialectischen, bloss an die Schriftsprache hält, angiebt, ist Folgendes, das im Ganzen nur die aus anderen Sprachen bereits bekannte Vergröberung der Zischlaute betrifft. Vor einem i (Schmidt a. a. O. §. 17.) bisweilen auch vor u oder ü und vor Diphthongen mit einem i wird das weiche s (z), dessen mongolischer Schriftcharacter aber auch zugleich ds bedeutet, in der Regel wie

dsch (g') gesprochen; das ts (deutsches z) (s. a. O. §. 18.) bedeutende Zeichen spricht man vor i, bisweilen auch vor u und ü wie tsch (k') aus; hartes ss (s. a. O. §. 19.) wird vor i meist sch (s') gesprochen. Von einer veränderten Aussprache der Dentalen und Gutturalen vor i meldet Schmidt Nichts.

Was die türkische Sprache betrifft, so wird in derselben kein consonantischer Laut vor i wesentlich anders gesprochen, als vor anderen Lauten. Die Formenlehre bietet ebenfalls keine Beispiele von Zetacismus. Es könnte also nur eine etymologische Untersuchung der Wörter, in welchen Laute vorkommen, die wir sonst durch Zetacismus entstehen sahen, uns zur Auffindung des besprochenen Lautgesetzes auch im Türkischen verhelfen. Einige Fälle der Art sind mir jedoch noch zu zweifelhaft, um hier angeführt zu werden. Die von Schott a. a. O. p. 34 f. angeführten Lautwechsel gehören nicht hierher, da sie, wie die beigegebenen Beispiele zeigen, nicht von einem folgenden i Laute abhängen.

Zetacismus der Magyarischen Sprache.

Die Sprache der Magyaren kennt zwar die durch den Zetacismus gewöhnlich entstehenden Laute cs (c'), cz (ts), s (s'), zs (z') u. s. w., consequent tritt jenes Lautgesetz aber nicht in der Sprache auf.

Der gy geschriebene Laut (g = y) wird durchgängig wie dj gesprochen, was dem Uebergange von kj in tj im Schwedischen und Ossetischen zu vergleichen ist; Magyar, Ungar, sprich Madjar.

Auslautendes, t, d, k und g nehmen Suffixa possessiva, die mit j anlauten, ohne Veränderung in Schrift und Aussprache nach sich, z. B. kert, Garten, kertje, kertjek, sein, ihr (plur.), Garten, während vorausgehenden Sibilanten und solchen Lauten, deren zweiter Theil ein Sibilant ist dieses

j der Pronominalsuffixa gewöhnlich, das j der Verbalendungen aber immer assimilirt wird; z. B. farkas, Wolf, farkassa (für farkas-ja), sein Wolf; Wurzel néz, sehen oder er sieht (da die 3te Person Praes. indefinit. den reinen Verbalstamm zeigt), nézzek für néz-jek, videam etc.

Bei der Anfügung der erwähnten Verbalendungen tritt nun aber auch der wirkliche Zetacismus ein. Die Regeln darüber sind folgende. Verbalstämme, welche sich mit t, dem ein kurzer Vocal vorausgeht, endigen, verschmelzen dieses t mit dem j der Endung in ss (spr. deutsches sch); z. B. köt, kössek u. s. f. Geht aber vor diesem t ein anderer Consonant (mit Ausnahme der Sibilanten) oder ein langer Vocal vorher, so wird tj in ts (d. h. k', poln. cz, deutsch tsch) zusammengezogen; tart, halten oder er hält, 2te Pers. Imperat. (oder Conjunct.) mit der Endung j: tarts (tartsch) für tartj; vét, sündigen, véts u. s. f. Einzelne mit langem Vocale vor t bilden auch wohl ss für ts, cfr. Toeplers Gramm. §. 60. Anm. 3.

Diejenigen Verbalstämme, in welchen vor auslautendem t ein s (s') oder sz (s) vorhergeht, bilden die Formen mit j auf die Weise, dass die Gruppen stj und sztj in ss und szsz zusammengezogen werden; fest, malen; fess, male; fáraszt, ermüden, fáraszsz; welche Erscheinung wohl so zu erklären ist, dass der aus der Verschmelzung von tj entstandene Laut sich dem vorhergehenden Zischlaute assimilirt.

Die anderen Consonanten behaupten sich vor j.

4. Zetacismus der finnischen Sprache.

Das ausserordentlich weiche finnische Idiom kennt von Zischlauten und den mit solchen gebildeten consonantischen Diphthongen nur s und tz (gleich deutschem z), welches letztere in einigen Dialecten ss, in anderen ht oder tt ge-

sprochen wird, Strahlmanns finnische Gramm. §. 20. p. 8. Sjögren über finnische Sprache und Litteratur p. 17. Die finnische Sprache hat also eigentlich bloss den harten dentalen Sibilanten s, da ts so viel gilt als ts und scheint somit unserem Lautgesetze keinen grossen Einfluss verstattet zu haben. Dennoch finden sich in dieser Sprache Lautwechsel, die hier angeführt werden können, so haben z. B. Wörter, wie käsi, Magy. kez, Hand; wesi, magy. viz, Wasser, in allen Casus, in welchen kein i nach dem s steht, anstatt desselben d oder t, z. B. genit. käd-en u. s. f. Nach Kellgren (Grundzüge der finnischen Sprache mit Rücksicht auf den Ural-Altaischen Sprachstamm. Berlin 1847. p. 39.) ist der Stamm dieses Wortes käte, dessen t, wie das t der Wortstämme auf te überhaupt, dann in s übergeht, wenn statt e i eintritt. Die Regel dieser zetacistischen Verwandlung spricht Kellgren (a. a. O. p. 58, Anm. 2.) in folgender Weise aus: „t vor auslautendem i geht regelmässig in s über, nur wenn h vorangeht, geschieht es nicht.“ Auch verwandte Sprachen zeigen in diesen Wörtern den Dental: Morduinisch ked; wied; Tscheremissisch kit; wiüt; Wogulisch kät; uti, wti; in anderen fällt der Auslaut ganz weg: so im Wotjakischen ku, wu; Permisch wa' (Sjögren a. a. O. p. 60 f.).

Auch das estnische kässi und wessi lässt in den Cass. obliqu. den Dental hervortreten.

Leider muss es, was den Zetacismus des tatarischen Sprachstammes betrifft, mit dem Obigen sein Bewenden haben. Obgleich sich gewiss noch viel mehr zetacistischer Stoff bei genauerer Durchforschung des genannten Gebietes ergeben würde, so ist doch schon aus dem wenigen, hier zur Sprache Gebrachten das Vorhandensein unseres Lautgesetzes genügend ersichtlich und somit dessen Existenz in zwei verschiedenen Sprachclassen, der flectirenden und agglutinirenden, als deren Repräsentanten wir eben den tatarischen Sprachstamm wählten, bewiesen. Wenden wir uns

nun zu Sprachen, die sich in ihrem Wesen noch weiter von jenen Sprachen entfernen, die wir zum Ausgangspuncte wählten, der tibetischen und der chinesischen.

Zetacismus der einsylbigen Sprachen.

Auch bei diesen Sprachen muss ich mich, in Ermanglung etymologischer und lautgeschichtlicher Forschungen, denen beim Chinesischen durch die Eigenthümlichkeit der Schrift überdies ein unüberwindlich scheinendes Hinderniss in den Weg gelegt ist, auf das Verhältniss von Schrift und Aussprache beschränken. Ich nehme als Beispiel die tibetische und chinesische Sprache, weil gerade für diese beiden verhältnissmässig reichliche und leicht zugängliche Mittel vorhanden sind. Das Tibetische stelle ich voran, da es, obwohl einsylbig, doch in seinem grammatischen Baue schon sehr zu der Sprachclasse hinneigt, die wir eben verlassen haben. Das am weitesten von den indogermanischen Flexionssprachen entfernte Chinesische möge daher den Schluss machen.

Zetacismus der tibetischen Sprache.

Die tibetische Sprache ist reich an zetacistischen Erscheinungen. Der Zetacismus stellt sich überall ein, wo j mit einem vorhergehenden Consonanten in unmittelbare Berührung kommt.

Es kommt aber j im Tibetischen nur nach Gutturalen und Labialen vor. Ob es ursprünglich auch nach Dentalen eine Stelle hatte, mit ihnen aber zu sogenannten Palatalen, deren die in Rede stehende Sprache eine doppelte Reihe zeigt, übergegangen, könnte nur ein genaueres etymologisches Studium der Sprache lehren.

Die Gutturalen mit folgendem j erleiden bereits be-

kannte Veränderungen in der Aussprache (Csoma de Kőrös, grammar of the tibetan language §. 11. p. 6.) kj *); ist auszusprechen wie tj oder tsch (it is sounded like t in tube or virtue), khj wie die vorhergehende Gruppe, nur mit Aspiration und gj endlich wie dj (like d in duke) oder wie dsch **).

Auch die Labialen werden sammt ihrem Nasale in der Aussprache mit j verschmolzen (Csoma de K. a. a. O. Abel-Rémusat recherches sur les langues tartares p. 340.; vgl. Burnouf et Lassen, essay sur le Pali p. 94.

pj wird tsch engl. ch, ja es verliert wohl den stummlautenden Bestandtheil ganz und sinkt zum blossen Sibilanten sch (engl. sh, s') herab.

*d*pja (d wird nicht ausgesprochen) Tribut, sprich ts'a (च) oder s'a.

phj wird ts'h (der vorige Laut aspirirt).

phjug-po, reich, spr. ts'hug-po (छ).

bj wird dz' (engl. j) oder, da das Zeichen für den ersten der beiden Laute bj, das dritte in der 4ten Reihe bei

---

*) Für das Tibetische bediene ich mich der im Bisherigen angewandten Umschreibung; ng bezeichnet das gutturale n (z. B. Ba*n*k, ङ), ñ das palatale (ञ, franz. gn, z. B. Colo*gn*e).

**) Letztere Angabe findet sich nicht in Csoma de Kőrös' Grammatik, ich fand jedoch mehrfach, neuerdings noch in einer Abhandlung von Rost über den Genitiv in den dekhanischen Sprachen (im Jahresbericht der deutschen morgenländischen Gesellschaft v. J. 1847) die Aussprache der tibet. Genitivpartikeln kji, gji mit tschi, dschi angegeben. Da nun für diese Aussprache das gj (wie dsch, ज) die Analogie von kj, tj, tsch, so wie überhaupt die Curruption aller mutae mit folgendem j zu Assibilaten, spricht, und Rost doch wahrscheinlich Schmidt's Grammatik der tibetanischen Sprache (die mir leider nicht zu Gebote steht) benutzt hat, so trage ich kein Bedenken die Verwandlung von gj in dsch anzunehmen.

Csoma de K., bisweilen auch p ausgesprochen wird, auch ts', wie p.

bjed-pa, thuי, machen, spr. dz'ed-pa (ज).

mj wird ñ.

mjong-va, kosten, versuchen, spr. ñong-va (ञ).

Der in letzterem Falle aus mj entstandene Laut wird von Csoma de k mit ny (nj) ausgedrückt, womit er ausserdem das palatale n umschreibt; dies und die Analogie berechtigen demnach das zetacistische Product von mj als palatalen Nasal zu fassen, obgleich der Vfr. der Grammatik es nicht ausdrücklich überliefert hat.

Das Gesetz dieser Umwandlung ist also dasselbe, das wir im Prakrit und Pali bei den Dentalen mit folgendem j eintreten sahen, auch im Romanischen wird kj und pj zu ts', gj und bj zu dz' s. o. Tenuis bleibt also Tenuis u. s. w. obgleich der Consonant in ein anderes Organ übertritt. Und diese subtilen Lautgesetze finden wir bei Sprachen, deren Natur grundverschieden, trotz dieser Verschiedenheit in überraschender Uebereinstimmung beobachtet.

Zetacismus der chinesischen Sprache.

Lieferte uns die tibetische Sprache einen ziemlich reichlichen Stoff, so ist uns dagegen derselbe im Chinesischen desto knapper zugemessen. Sehr möglich ist es indess, wie wir später sehen werden, dass dergleichen Lautwechsel zwar vorhanden sind, aber wegen des Mangels einer Buchstabenschrift nicht als solche erkannt werden können, denn die Buchstabenschrift ist ja gerade die Hauptquelle aller Lautgeschichte. Oft drückt die graphische Darstellung einer lebenden Sprache einen früheren Standpunct ihrer lautlichen Entwicklung aus, während die überlieferte Aussprache eine neuere Phase der Lautgeschichte zeigt; bei Sprachen,

von welchen uns aus so verschiedenen Zeiträumen Proben vorliegen, wie von der chinesischen, pflegen sonst die schriftlichen Urkunden den ganzen Weg zu bezeichnen, den die Sprachlaute in ihrer Weiterbildung einschlugen; die chinesische Schrift hat sich zwar auch nachweislich im Laufe der Zeiten sehr verändert, doch ist diese Veränderung natürlich ohne allen Nutzen für lautliche Forschung, da bei einer Wortschrift durchaus keine Correlation zwischen Zeichen und Laut in der Weise besteht, dass eine Veränderung am Zeichen geeignet wäre, uns über die Veränderung der Aussprache irgend einen Wink zu geben. Wir sind also auf den gegenwärtigen Zustand der Sprache und in lautlichen Dingen auf die uns überlieferte Aussprache der Zeichen hingewiesen. Paraphrasen chinesischer Klänge in einem fremden Alphabete aus dem höheren Alterthume fehlen.

Was nun den Zetacimus betrifft, so ist er für einen Dialect des Chinesischen ausdrücklich bezeugt. Endlicher, chines. Gramm. p. 107. §. 67.: „k und k' werden vor allen Anlauten wie unser deutsches k und kh, allenfalls wie q (kua wie Qual) ausgesprochen. In der Volkssprache von Pe-king, die sich, abgesehen von gewissen Localeigenthümlichkeiten, die aus dem fortgesetzten Verkehr mit tungusischen Zungen hervorgegangen sind, sonst genau an die Mandarinen-Sprache anschliesst, wird in der Aussprache k vor i in c' (tsch) erweicht." Abel-Rémusat gramm. chinoise §. 50.: „à Peking on change souvent le k devant l'i en ds, le s en sh." Von den dentalen Stummlauten und den Labialen wird Nichts dergleichen berichtet.

Ferner haben die gequetschten (Palatal-) Laute fast überall das Präjudiz einer secundären Genesis. Die gutturalen, dentalen, labialen Mutae dagegen, da die Organe, von denen sie genannt sind, die natürlichsten Ansatzpuncte für die Zunge bieten, sind wohl in allen Sprachen zu Hause und ursprünglich in häufiger Anwendung. Unter den chinesischen Anlauten aber sind die Dentalen im Ganzen selten,

besonders vor den mit i beginnenden Auslauten *), wie ia, iang u. s. f., die seg. palatalen, assibilirten, Anlaute aber vor letztgedachten Auslauten desto häufiger **). Die Vermuthung liegt nahe, dass beide Erscheinungen zusammenhängen, und dass wir in den Palatalen wenigstens zum Theil ehemalige Dentale annehmen dürfen. Im Kuan-hoá (dem sogenannten Mandarinen-Dialecte, der gewöhnlichen Sprache, Umgangssprache, im Gegensatze zur alten Schriftsprache kù-wen) sind die Gutturalen und Labialen reichlich vorhanden, auch vor i, aus diesen sind also wohl die Palatalen, wenn ihnen wirklich ganz oder theilweise ein zetacistischer Ursprung zukommt, nicht entstanden, oder doch nicht so häufig als aus den Dentalen. Es ist demnach, im Chinesischen der gutturale Zetacismus und die Verwandlung von s in s' vor i für den Dialect von Pe-king sichergestellt und das Vorhandensein des dentalen im Kuan-hoá ist wenigstens wahrscheinlich.

Physiologische Erklärung des Zetacismus.

Die bisher in Betreff des in Rede stehenden Lautgesetzes gewonnenen Resultate lassen sich in Folgendem zusammenfassen,

---

*) Jedes Wort (Sylbe) zerlegen die Chinesen in einen Anlaut und einen Auslaut. Letztere bestehen aus Vocalen oder Diphthongen, die nur einen Nasal am Ende noch annehmen können, erstere aus 36 verschiedenen consonantischen Lauten.

**) Nach Endlicher a. a. O. p. 116. finden sich die Anlaute ts', tš, sh, ğ nicht mit den Grundformen a, ang, an, ĕ, en, a, ao, ai, eu, sondern nur mit den Steigerungen ia, iang, ian, ie, ien, io, iao, iai, ieu. Das vorgeschobene i geht nach diesen Anlauten verloren. Es ist daher nichts wahrscheinlicher, als dass diese Laute ihre Entstehung jenem folgenden, mit ihnen verschmolzenen und daher verschwundenen i Laute verdanken, ursprünglich aber einer anderen Lautclasse angehören.

1) Der Zetacismus kommt in den älteren Sprachen, die wir hinreichend kennen, nicht vor. Sanskrit, Zend, Altpersisch, Lateinisch, Gothisch haben ihn nicht, das Griechische allein scheint eine Ausnahme zu machen, wovon später ein Mehreres.

2) Im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung zeigt sich der Zetacismus in jeder Familie des indogermanischen Sprachstammes.

3) Er ist jedoch keineswegs auf den indogermanischen Sprachstamm beschränkt; das neuere Semitisch hat Spuren desselben aufzuweisen, viele dem tatarischen Sprachstamme angehörige Sprachen und ausserdem das Tibetische und Chinesische haben ihn wenigstens in ihren jüngsten Entwicklungsstufen.

4) Demnach muss der Zetacismus, wie alle Lautgegesetze von allgemeiner Geltung seinen Grund in der Natur der menschlichen Sprachorgane haben. Letzteres nachzuweisen sei hier zunächst unsere Aufgabe.

Da sich aber die zu besprechenden Lautveränderungen nicht in ein klares Licht setzen lassen, ohne einen Ueberblick zu haben über das Verhältniss, in welchem die verschiedenen Laute und Lautclassen überhaupt zu einander stehen, und da dies Verhältniss der Laute zu einander bestimmt wird durch das der zu ihrer Hervorbringung dienenden Theile der Sprachorgane, so ist es nöthig hier ein System der Sprachlaute mit Bezugnahme auf die Sprachorgane übersichtlich zusammenzustellen, da ich auf kein Werk verweisen kann, in welchem sowohl eine richtige Methode angewandt, als auch der Gegenstand in der hier erforderlichen Ausdehnung und übersichtlichen Kürze zur Sprache gebracht wäre.

Unter den Werken, die ich über die physiologische Erklärung der Laute und Lautwechsel zu Rathe zog, hat mir besonders die schon mehrfach erwähnte Schrift v. Raumers

über Aspiration und Lautverschiebung vielfache Belehrung gewährt. Den von Raumer betretenen Weg werde ich auch hier einschlagen und somit nur die Anwendung der Raumer-schen Methode auf einen grösseren Kreis von Lauten und auf die uns hier beschäftigenden Lautwechsel insbesondere als Eigenes bezeichnen dürfen.

Wenden wir uns zur Sache, und suchen wir uns zuvörderst ein klares Bild des Systemes der Consonanten zu entwerfen. Auch die Vocale müssen hier theilweise berücksichtigt werden, da wir sie ja bei der Hervorbringung des Zetacismus mehrfach thätig sahen.

Das Verhältniss, in welchem ein Laut zu dem anderen steht ist nun aber ein doppeltes, ein quantitatives und ein qualitatives. Von jedem von beiden wird im Folgenden die Rede sein und zwar zunächst vom quantitativen, weil dies das allgemeinere, in jeder speciellen Lautclasse sich wiederholende, ist.

I.

Quantität der Sprachlaute.

Gehen wir, um zur näheren Bestimmung dessen zu gelangen, was man unter Quantität der Sprachlaute versteht, von einem concreten Falle aus und suchen wir sogleich an der Hand der Beobachtung, die uns auch noch fernerhin am sichersten führen wird, unsere Absicht zu erreichen.

Man spreche z. B. p aus und beobachte dabei genau den hervorgebrachten Laut sowohl, als die bei seiner Hervorbringung thätigen Sprachorgane und die Art ihrer Thätigkeit. Indem wir p ganz langsam sprechen, bemerken wir vor Allem, dass die Lippen hauptsächlich thätig sind. Sehen wir jedoch vor der Hand davon ab, mit welchem Organe der Laut gebildet wird und beobachten wir nur, auf welche Weise das Organ ihn hervorbringt. Bei der Aussprache von

p z. B. schliessen wir vor der Aussprache die Mund- und Nasenhöhle vollständig, so dass gar kein Athem hindurchströmen kann und drängen die Luft hinter dem gemachten Verschlusse zusammen. Auf einmal öffnen wir diesen Verschluss und mit dem gewaltsamen Ausströmen der gepressten Luft entsteht der Laut p. Stösst man die Luft mit weniger Kraft aus, d. h. drängt man dieselbe vor der Aussprache gelinder an den Verschluss an, welcher letztere eben desshalb weniger fest zu sein braucht, so entsteht unter sonst gleichen Bedingungen der Laut b.

Diesen Unterschied von Lauten, die mit demselben Organe, nur durch eine verschiedene Thätigkeit desselben, hervorgebracht werden, wie im angeführten Beispiele den Unterschied von p und b, bezeichnet man als einen quantitativen und es beziehen sich also die Bezeichnungen Media, Tenuis etc. auf die Quantität der Sprachlaute. Beobachtet man dagegen die Thätigkeit der Sprachorgane bei der Aussprache von t, so wird man finden, dass ein analoges Verschliessen der Mund und Nasenhöhle und Oeffnen der Mundhöhle stattfindet, wie bei p, nur mit dem Unterschiede, dass hier der Verschluss nicht an den Lippen, sondern durch das Anstemmen der Zunge an die Zähne bewirkt wird; t und p haben also gleiche Quantität bei verschiedener Qualität, beide sind tenues, aber das eine ist tenuis dentalis, während das andere tenuis labialis ist. Die Qualität bezieht sich somit auf das Verhältniss der Sprachorgane zu einander, Quantität auf die Art der Thätigkeit der Sprachorgane, wobei von ihrer Verschiedenheit abgesehen wird.

Bleiben wir zunächst bei der Quantität. Wie verhält es sich mit den Abstufungen derselben — Tenuis, Media, Aspirata, Spirans etc. — wie unterscheiden sie sich? wie viele derselben sind möglich? u. s. w.

Wir erinnern an das eben gebrauchte Beispiel p, b. Beide werden durch vollständigen Verschluss des Organes gebildet, nur ist derselbe bei der Tenuis fester und unter

stärkerem Drucke sich öffnend, als bei der Media. Dasselbe Verhältniss besteht zwischen allen Tenues und Mediae. Der Unterschied Beider ist nur ein gradueller. Die ganz harte Tenuis und die weichste Media *) bezeichnen gewissermassen zwei Endpuncte, zwischen denen sich aber eine Reihe quantitativ verschiedener Laute denken lässt, welche die Uebergänge von dem einen Extrem zum anderen bilden. Da diese Zwischenreihe in unendlich feine Abstufungen gespalten werden kann, so ist schon innerhalb der sehr eng gesetzten Grenzpuncte — härteste Tenuis und weichste Media — an eine numerische Feststellung aller quantitativ verschiedenen Laute nicht zu denken; in der Folge werden wir jedoch sehen, dass eine solche ununterbrochene Reihe sich fortsetzt bis zum Ueberschlagen des Consonanten in den Vocal. Jene Zwischenstufen zwischen Tenuis und Media sind aber nicht bloss der Möglichkeit nach vorhanden, sondern die Sprachen, deren Aussprache wir genauer zu ermitteln im Stande sind, haben sie häufig; die Schrift fixirt aber meist nur die beiden Endpuncte, die feineren Nüancen der Aussprache überlassend. Ein einigermassen geübtes Ohr hört jedoch diese Mittelstufen leicht heraus. So spricht man z. B. in den Gegenden Deutschlands, in welchen man p und b, t und d gar nicht unterscheidet, anstatt beider meist einen nach der Media zu liegenden Mittellaut; der Unterschied eines anlautenden d (Dach) und des inlautenden, zwischen zwei Vocalen stehenden (laden), ist sehr fühlbar; ersteres ist hart, letzteres ist namentlich im Niederdeutschen so weich, dass es häufig ganz verschwindet; auslautendes t nach Consonanten spricht sich ebenfalls weicher als anlautendes (Tag) und in der gleichen Stellung gewinnt die Media an Härte, so dass beide in einem Zwischenlaute sich begegnen; man spreche, ohne sich Zwang anzuthun, nur z. B.

*) Die aber dennoch mit vollkommenem Schlusse des Organes und nicht etwa wie w zu sprechen ist.

Land — gekannt, man wird finden, dass beide Wörter phonetisch einen ganz reinen Reim bilden u. s. w. u. s. w.

Gehen wir einen Schritt weiter. Spricht man das b (wir bleiben zunächst bei der labialen Classe) so weich als möglich aus, so wird man an eine Grenze kommen, die man nicht überschreiten kann ohne den zur Hervorbringung des b nöthigen Verschluss aufzugeben und somit seine Quantität völlig zu verändern. So wie nämlich der der Aussprache der mutae vorhergehende Verschluss der Organe aufhört, und der Athem nur durch die in erforderliche Lage gebrachten Organe hindurchgetrieben wird, so entstehen die Spiranten. Beim w z. B. nähern sich die Lippen einander wie beim p und b, nur gehen sie nicht ganz zusammen, dem Laute ist somit Continuität gegeben; man kann die Spiranten so lange dehnen, als der Athem vorhält, während die Mutae nur wiederholt werden können; denn in dem Moment, in welchem der zur Aussprache derselben nöthige Verschluss aufgebrochen wird, ist die Aussprache auch schon vorbei. Die Mutae unterscheiden sich von den Spiranten, wie der Punct von der Linie. Je grösser nun der Raum für die durchströmende Luft bei den Spiranten ist, um so weicher werden sie, je näher die Organe zusammentreten, desto härter, fester wird auch die Spirans. Ohne Verschluss schlägt sie aber niemals in die Muta über. Somit besteht zwischen Muta und Spirans ein wesentlicher Gegensatz — es ist der alle Sprachlaute in zwei Classen theilende Gegensatz der ἄφωνα (der momentanen Laute) auf der einen und der φωνήεντα und ἡμίφωνα, der continuirlichen Laute, auf der anderen Seite. So eben berührten wir, dass auch bei den Spiranten, wie bei den Muten eine ins Unendliche spaltbare Scala der Quantität möglich ist. Auch aus dieser Reihe kommen verschiedene Stufen in den Sprachen wirklich vor. Was nun die labiale Reihe, von welcher wir ausgegangen sind, betrifft, so hat es mit ihren Spiranten eine eigenthümliche Bewandniss.

Spricht man nämlich die labiale Spirans recht hart (wie f), so wird gewöhnlich statt der Oberlippe die obere Zahnreihe zu Hülfe genommen und die eng an die Oberzähne antretende Unterlippe bildet mit jenen den Kanal, durch welchen der Athem getrieben wird um ein f in der gehörigen Härte zu sprechen; wiewohl man, nur weniger bequem, denselben Laut auch mit den beiden Lippen erzeugen kann. Uebrigens gehören dergleichen Fälle des Umschlagens quantativer Unterschiede in qualitative noch nicht hierher.

Ausser diesen bisher erwähnten giebt es noch zwei Lautquantitäten, die jedoch bei der labialen Qualität nicht wohl vorkommen können, da zu ihrer Hervorbringung Festigkeit der oberen Widerlage erfordert wird, die eben bei der Oberlippe mangelt, wie wir schon an der labialen harten Spirans bemerkten, ich meine die R- und L-Laute. Diese haben also nur in den Lautqualitäten ihren Sitz, bei welchen die Zunge den unteren Theil des Canales, der feste obere Theil des Mundes aber den oberen bildet, d. h. in allen qualitativen Lautstufen, die labiale ausgenommen. Ob sie in allen wirklich vorkommen, ist eine Frage, die uns hier nichts angeht, möglich sind sie aber von den Zähnen bis tief in die Kehle, wie auch die andern Lautquanta, wovon man sich leicht durch den Versuch wird überzeugen können. R wird nämlich dadurch hervorgebracht, dass die untere Fläche des Mundkanals, also die Zunge, an einer bestimmten Stelle der oberen Decke in vibrirender Weise bald anschlägt, also den Durchstrom der Luft hemmt, bald sich davon entfernt. Dies kann nun sowohl vorn als weiter hinten im Munde stattfinden. Aus dem Anschlagen der Zunge erklärt sich die Verwandtschaft mit der Muta gleicher Qualität, die sich besonders im Indischen zwischen einer Classe von Lauten und dem entsprechenden r zeigt. R ist gewissermassen eine so rasch hintereinander wiederholte Muta, dass das Ohr die einzelnen Explosionen, die noch dazu durch den ununterbrochenen Hauch verbunden sind, nicht unterscheiden

kann *). Das beliebige Verlängern des Lautes hat r mit den Spiranten gemein, daher die Aehnlichkeit, namentlich des gutturalen r, dessen Vibrationen minder hörbar sind, mit dem härtesten ch. — Ein l entsteht, wenn die Zunge so an die Decke der Mundhöhle angestemmt wird, dass sie dieselbe bloss mit ihrer Mitte berührt, an beiden Seiten aber dem Athem Durchgang verstattet, wozu noch bei der lauten Sprache gleichzeitig eine Art von Ton aus der Kehle kommt. Das l hat insofern mit den Muten eine gewisse Verwandtschaft, als das Herabziehen der an die Munddecke angelegten Zunge, also das Oeffnen des so gebildeten theilweisen Verschlusses (bei den Muten ist der Verschluss ein vollkommener), einigermassen hörbar ist. Man spreche z. B. al-llll-le, so wird man bei dem -le einen Klang bemerken, der von dem des ununterbrochen gedehnten lll verschieden ist, und der eben von dem Lösen jenes theilweisen Verschlusses herrührt. Doch ist dieser Abschluss nicht so stark, um das l den Muten näher zu stellen als z. B. das f. Spricht man allll-l ohne folgenden Vocal, so tritt jene Verschiedenheit des Endpunctes des l Lautes nicht so deutlich hervor, man empfindet und hört aber deutlich beim Aufhören das Abspringen der mittelst der Mundfeuchtigkeit fest oben anliegenden Zunge. Dass die beim l erforderliche Thätigkeit der Sprachorgane an allen Stellen des Mundes möglich ist, ist klar, in der Wirklichkeit kommen auch mehrere Arten desselben vor.

Die Laute der Reihe von der härtesten Tenuis bis zur weichsten Spirans (z. B. p—w) mit den l und r Lauten umfassen alle möglichen einfachen Consonantenlaute, die bei verschlossener Nasenhöhle durch den Durchgang des Athems durch die Mundhöhle gebildet werden.

Wird dagegen die Mundhöhle verschlossen und stösst man den Athem durch die Nasenhöhle aus, so entsteht der Nasal.

---

*) v. Raumer, Aspir. und Lautversch. p. 46.

Von dem Organe, das jenen Verschluss bildet, hängt die Qualität des Nasals ab; bei m z. B. sind die Lippen geschlossen wie vor der Aussprache von p oder b, doch unterscheiden sich die Nasale wesentlich von den Muten durch die Continuität; diese ist eben bedingt durch das Offenbleiben eines Weges für den Athem, der bei den Nasalen durch die Nasenhöhle, bei den Spiranten durch die Mundhöhle geht *). Dazu kommt bei den Nasalen noch eine Art summenden Tons, der in der Nase erzeugt wird und durch welchen die Nasale den Vocalen näher treten. Doch unterscheiden sie sich von den Vocalen eben dadurch, dass bei den Nasalen die Mundhöhle geschlossen ist, die bei den Vocalen offen bleibt.

Der Vocal entsteht nämlich durch die nämliche Mundstellung wie beim Spiranten, nur dass beim Vocal ein in der Stimmritze gebildeter Klang hinzukommt, dies bedingt sein quantitatives Verhältniss den Consonanten gegenüber; dieser Klang erhält durch die jeweilige Stellung der Mundorgane seine Qualität (beim u also durch die Stellung der Lippen wie bei w). Wie nahe der Vocal dem Spiranten steht, dies zeigt der häufige Uebergang des einen in den andern in zahlreichen Sprachen. Man spreche z. B. ein möglichst volles w und gleich darauf u, j und i und beobachte genau die Thätigkeit der Organe, so wird man sich überzeugen, dass der leiseste in der Kehle hervorge-

*) Dass wirklich der Luftstrom bei den Nasalen durch die Nase gehe, davon kann man sich leicht durch Experimente überzeugen. Man summe z. B. mm-m oder nn-n und halte sich während des Hervorbringens dieses Lautes auf einmal die Nase zu; oder man spreche einen Satz und halte sich dabei ein leicht bewegliches Federchen dicht vor ein Nasenloch und man wird sehen, dass es jeden im Satze vorkommenden Nasal durch eine Bewegung anzeigt, ausserdem aber ganz ruhig bleibt.

brachte Anstoss hinreicht, den Spiranten in den Vocal zu verwandeln.

In wie weit die sogenannten Schnalzlaute, die in der hottentottischen Sprache sehr häufig sein sollen, als eine besondere Lautquantität in demselben Sinne wie etwa Tenuis, Media u. s. w. zu betrachten sind, vermag ich nicht zu bestimmen. Was Klaproth (Anhang zur Reise in den Kaukasus p. 230.) von einem der tscherkessischen Sprache eigenthümlichen Schnalzen mit der Zunge berichtet, bezieht sich, da das Tscherkessische (nach der unzweifelhaft richtigen Nachricht Rosens in der ossetischen Sprachlehre etc. p. 83) das georgische Lautsystem hat, gewiss auf die dem Georgischen eigenthümlichen p, t und k Laute (vergl. oben p. 30) und unter diesen vielleicht nur auf das t. Diese Laute werden nämlich so kurz als möglich abgebrochen; zieht man aber nach der Aussprache eines recht harten t die an die Oberzähne angestemmte Zunge recht schnell zurück, so entsteht, zumal wenn die Zunge zugleich an der oberen Munddecke angelegen hat, eine Art von Schnalzen. Im Grunde sind jedoch diese Laute nichts als recht eigentliche Tenues ohne Hauch.

Mit Nasal und Vocal haben wir nun alle möglichen wirklich einfachen Lautquantitäten (Tenuis, Media, Spirans mit ihren Zwischenstufen, r und l, Nasal und Vocal) erschöpft *). Was ausserdem noch gebildet werden kann und wirklich gebildet wird, ist diphthongischer Natur.

Der Uebergang von einfacher Consonanz zu diphthongischer ist ebenfalls ein ganz allmähliger. Eine Tenuis, z. B. t, hart gesprochen — wie in „Tag“ — hat einen fast hörbaren Hauch nach sich. So wie dieser Hauch stärker, und für sich vernehmlich wird, so ist der Diphthong da,

*) Vom Spir. lenis, der sich hier nicht bequem anbringen lassen will, später, ebenso vom Verhältnisse der Spiranten zu den Sibilanten.

dessen erster Bestandtheil eine Muta (denn auch der Media kann man ein h nachfolgen lassen) und dessen zweiter die weiche gutturale Spirans h ist, auf welche wir später noch zurückkommen müssen. Diese Art von Aspiraten entsteht aber nur, wenn die Organe nach der Aussprache des stummlautenden Theiles des Diphthonges sich sogleich weit öffnen um dem ungebrochenen und ungefärbten Gutturalhauche Durchgang zu gestatten. Die Aussprache solcher Diphthongen hat daher etwas Gezwungenes, Mühsames an sich und ihr wirkliches Vorkommen in den Sprachen ist beschränkt. Sie gehen leicht in die sogleich zu beschreibende Classe diphthongischer Consonanten über, die allerdings mit viel weniger Bewegung der Organe hervorgebracht wird. Bleibt nämlich nach dem Aussprechen der Muta die zu der Hervorbringung derselben nöthige Lage der Organe (bei den Labiallauten z. B. die Annäherung der Lippen), so wird der dem Stummlaute nachströmende Hauch in der Mundhöhle gebrochen und wird also zu einer Spirans derselben Qualität wie die vorhergehende Muta. Hier sind wieder Abstufungen in unbegränzter Zahl möglich, je nachdem Muta und Spirans in geradem oder umgekehrtem Verhältnisse sich verhärten oder erweichen. Wird die Spirans so stark, dass sie für sich ganz losgetrennt von der Muta vernehmlich ist, so entsteht eine Consonantengruppe, die zwischen diphthongischer Consonanz und der Verbindung von zwei selbstständigen Consonanten in der Mitte steht. Die Reihe der consonantischen Diphthonge ist also, wenn wir durch h mit dem Zeichen der Spirans jenen noch eng mit der Muta verbundenen gefärbten Nachhauch bezeichnen, z. B. für die labiale Classe folgende:

p | ph — phv — pf;

p gilt für eine labiale Muta überhaupt. Das man sich die Reihe von hv — f ebenso durch eine Stufenleiter von Zwischenlauten ausgefüllt zu denken hat, wie die von h — hv, versteht sich.

Aspiraten der ersten Art bietet das Sanskrit, zur zweiten Gattung von Aspiraten mit gefärbtem Nachhauche gehörten, nach den gründlichen Untersuchungen Raumers, die griechischen Aspiraten während einer gewissen Periode der griechischen Sprache (daher ihre Verdoppelung durch die Tenuis — τέθηλα', Σαπφώ, Βάκχος = tethsêla, sapphvô, bakkhchos — welche eben das erste Element der Aspirate bildet), ferner eine Anzahl der englischen th (nämlich die, bei denen noch eine Muta, d oder t, wirklich gehört wird, d. h. wo wirklicher Verschluss der Organe stattfindet). Wie gross der Unterschied, was die Thätigkeit der Sprachorgane und den Klang betrifft, zwischen Spirans und Aspirate sei, ist aus dem Bisherigen klar. Auch in der Lautgeschichte tritt dieser Unterschied sehr scharf zu Tage. Das letzte Glied der diphthongischen Consonantenreihe, die consonantischen Gruppen (Muta + Spirans) finden sich auf die angegebene Weise aus einfacher Consonanz entstanden im Hochdeutschen z. B.

tseit (Zeit)	ts aus t,	Zwischenstufe	ths
pferd	pf aus p,	„	phv
kchorn (in manchen Schweizerdial.)	kch aus k	„	khch.

Andere diphthongische Consonantenlaute werden an anderem Orte zur Sprache kommen, da sie sich quantitativ von den bisher besprochenen nicht unterscheiden, denn die entwickelte Reihe erschöpft alle quantitativen Unterschiede diphthongischer Consonanten. Alle anderen Consonantenverbindungen werden nicht durch ein und dieselbe Thätigkeit der Lautorgane erzeugt, gehören also nicht zu den Diphthongen im strengeren Sinne, sondern zu den Consonantengruppen. Am nächsten stehen den Diphthongen noch die Verbindungen von Nasal und Muta gleicher Qualität (mp, mb, μφ, nt, nd, nk u. s. w.).

Noch möge erwähnt werden, dass die Vocale und eine Art von Nasal zugleich gesprochen werden können, indem man

einen Theil des Athems während der Aussprache des Vocals durch die Nase treibt. Da hierzu eine Erhebung des hintersten Theiles der Zunge nöthig ist, eben um den Luftstrahl durch die Choanen — hintere Nasenöffnungen — in die Nase zu bringen, so wird dieser nasale Beiton immer ein gutturaler oder palataler Nasal sein. Und dies ist wirklich der Klang des consonantischen Theiles des polnischen ę und ą, der nasalirten Vocale im Französischen und der verwandten Laute anderer Sprachen. Auch der Klang des Vocales wird durch die gleichzeitige Hervorbringung jenes Nasals modificirt. Hier hätten wir also einen Diphthong, eine Verschmelzung zweier Laute, deren einer ein Vocal, der andere ein Consonant ist.

II.

Qualität der Sprachlaute.

Alle bisher besprochenen quantitativen Lautunterschiede — die Reihe Tenuis — Spirans, die R- und L-Laute, die aspirirte Reihe bis zur Doppelconsonanz, ein Nasal, ein Vocal und der aus beiden zugleich bestehende Mischlaut — sind nun, mit Ausnahme von r und l (welche, wie oben ausgeführt, hinsichtlich der Qualität gewissen Beschränkungen unterworfen sind), der Theorie nach an jeder Stelle der Mundhöhle von den Lippen bis in die Kehle hinab möglich, wobei, wie gesagt, bei den Vocalen noch die Stimmritze, bei den Nasalen die Nase in Anspruch genommen wird. Wie die Quantität ins Unendliche theilbar ist, ebenso ist es auch die Qualität; ich kann z. B. die bei der Tenuis beschriebene Procedur sowohl an den Lippen vornehmen, als auch mit der Zunge an den Zähnen und hinter den Zähnen an jeder Stelle des Mundes jenen Verschluss bilden, durch den die Tenuis entsteht, bis tief in die Kehle hinab, wo noch durch den mit der Zungenwurzel gebildeten

Verschluss die im Semitischen heimische Tenuis, das tief gutturale k, erzeugt wird. Eben so verhält es sich mit den anderen Lautquantitäten, der Media, Spirans etc. Combinirt man so die qualitativen Unterschiede mit den quantitativen, so erhält man als Product alle denkbaren Sprachlaute, die zwar in ihrer unendlichen Abstufung nicht numerisch zu bestimmen sind, von denen man aber doch die Gränzen angeben kann, innerhalb welcher sie sich bewegen. In Wirklichkeit aber zeigt es sich, dass gewisse Lautquantitäten zu gewissen Qualitäten nicht wohl passen; mit anderen Worten, dass es Stellen in der Mundhöhle giebt, die für einen oder den anderen Lautgrad minder günstig sind — kurz es zeigt sich eine Wechselwirkung von Quantität und Qualität, welche eine nähere Betrachtung verdient. Da es aber zu weit führen würde alle quantitativen Unterschiede an allen Stellen der Mundhöhle durchzuprobiren, da überdies zu einem solchen Experimente ein Einzelner nicht einmal genügen würde, da ja für den Einen gewisse Laute unaussprechbar sind, die der Andere mit Leichtigkeit hervorbringt, so werde ich im Folgenden nur wirklich vorhandene Beispiele anführen aus Sprachen, deren Aussprache uns entweder aus dem Munde Eingeborener bekannt ist, oder doch in den hier anzuführenden speciellen Fällen durch Tradition oder sicheren Schluss hinlänglich festgestellt ist.

Beginnen wir wieder mit der labialen Reihe, welche jedenfalls mit grösserer Sicherheit den einen Endpunct der Kette qualitativ verschiedener Lautglieder bezeichnet, als die gutturale, da das p z. B. keine Steigerung der Qualität mehr zulässt, während k mehr oder minder tief in der Kehle gesprochen werden kann, wie bekannt. Die quantitativen Abstufungen labialer Qualität sind oben bei der Quantität beispielsweise zur Sprache gekommen, weswegen sie hier übergangen werden mögen. An der harten Spirans f (oder dem hochdeutschen v) bemerkten wir eine dentale Beimischung, da dieser Laut meist durch Unterlippe und Oberzähne her-

vorgebracht wird. Er gehört also, wenn er auf die angegebene Weise gesprochen wird, nicht mehr zur rein labialen, sondern zu einer zwischen der labialen und dentalen liegenden Reihe, die wir desswegen die dental-labiale nennen. In diese Classe gehört auch, wenigstens theilweise, das neugriechische ϑ und δ, ersteres klingt fast wie f, letzteres beinahe wie w. Dadurch, dass bei beiden Lauten die Zunge an die Zähne tritt, entsteht dentale Beimischung, das Zischende in der Aussprache. Ich habe sie von Neugrie-als reine, beliebig dehnbare Spiranten sprechen hören. Dass auch das englische th in vielen Fällen eine labiale Beimischung habe, ist unleugbar.

Sind Zunge und Zähne allein thätig, so entstehen die reinen Dentalen, die in allen Sprachen gewöhnlich sind und mit den Labialen und Gutturalen die ältesten Mutae enthalten. Auf die oben beschriebene Weise finden sich hier die harte und weiche Muta, t und d (Tenuis und Media), der harte und weiche oder mediale Spirant, s und z (wie im Französischen und Polnischen zu sprechen), der Nasal n, die Aspiraten mit gutturalem Nachhauche th und dh (im Indischen), die Aspiraten oder Assibilaten mit gefärbtem Nachhauche ths und dhs, von denen die erstere oder ein ihr ganz nahe stehender Zwischenlaut zwischen ths und dhs wohl die Aussprache des griechischen ϑ in einer gewissen Periode (vgl. v. Raumer a. a. O. §. 52) bezeichnet und welche beide nicht selten im Englischen gehört werden, wo sie ohne Unterschied th geschrieben sind, endlich die Assibilaten, bei denen die Spirans oder Sibilans ganz hervorgetreten ist, ts (deutsch z, poln. c etc.) und dz. Ein rein dentaler R- und L-Laut sind nicht wohl möglich, da zu der Aussprache dieser Laute ein breites Anlegen der Zunge an die obere Wand erforderlich ist, welches die Zähne nicht erlauben. Die dentalen Spiranten so wie die Spiranten der nächstfolgenden Reihen nennt man Sibilanten, weil ihr Klang etwas Zischendes hat; ein eigentlicher Unterschied zwischen Spirans und Sibilans

besteht jedoch nicht, Alles was oben über die Spiranten gesagt ist, findet seine Anwendung auf die Sibilanten. Alle diese Laute entstehen durch die Zunge und zum Theil durch die Unterzähne auf der unteren, durch die Oberzähne auf der oberen Seite des zu bildenden Kanals. Wie die einzelnen Lautquantitäten hervorgebracht werden, ist im Allgemeinen besprochen, die Anwendung auf diese Lautqualität unterliegt keiner Schwierigkeit.

Agirt die Zunge dicht hinter den Zähnen, so entstehen die Laute, welche man Linguale zu nennen pflegt; eine schlechte Bezeichnung, da ja bei Weitem die meisten Laute mit der Zunge gebildet werden. Da es aber an einer kurzen Bezeichnung der Gegend des Mundes dicht hinter den Zähnen fehlt, so sehe ich mich genöthigt, jenen schlechten Namen beizubehalten.

Zu dieser Classe gehören das gewöhnliche r und l, die an der bezeichneten Stelle des Mundes auf die oben beschriebene Art hervorgebracht werden, ferner die Spiranten (Sibilanten) s' und z' (französ. ch und j, poln. sz und ż), die durch die Bildung eines Kanales mittelst der Zunge (aber nicht mit der Zungenspitze, wie s und z) und der oberen Decke des Mundes hinter den Zähnen erzeugt werden; bei s' tritt die Zunge mehr nach oben und verengert so den Weg für den Athem, daher der härtere Klang; bei z' legt sie sich mehr in die Tiefe des Mundes.

Da s' und r enschieden dieser Classe angehören, so ist es, zumal bei der Verwandtschaft, welche die gleich zu erwähnenden Laute zu ṛ zeigen, höchst wahrscheinlich, dass die von den indischen Grammatikern mit ṛ und s' zu einer Classe gerechneten ट t', ड d', ठ t'h, ढ d'h, ण n' der lingualen Qualität beizuzählen sind. Möglich ist es freilich, dass sie auch etwas weiter hinten im Munde gesprochen worden sind, genug, sie gehören einer Classe an, die zwischen der palatalen und dentalen liegt. Der dem Polnischen eigenthümliche vibrirte Zischlaut, bei welchem man übrigens vom r

nicht viel hört, ist ebenfalls lingualer Qualität. Er klingt fast wie z' mit einem leisen Vorschlage von r. Nur zum Theile gehören dieser Classe an die häufigen Assibilaten ts', dz' (poln. cz und dz'; ital. c und g vor e oder i oder ci- und gi- vor folgendem Vocal; das indische च und ज nach heutiger Aussprache nebst ihren Aspiraten छ und झ, die man wie ts'h, dz'h, — h gilt als reiner gutturaler Hauch — auszusprechen pflegt etc.), deren erster Theil eine dentale Muta, der zweite ein lingualer Spirant (Sibilant) von einer der Muta analogen Quantität ist; noch zusammengesetzter sind die besonders im Slawischen vorkommenden, nach demselben Principe gebildeten Gruppen szcz (schtsch, wofür die Cyrillische Schrift sogar ein einfaches Zeichen hat) und z'dz'.

Noch weiter nach dem Gaumen zu entstehen die, soviel ich weiss, der polnischen Sprache eigenthümlichen Spiranten oder Sibilanten ś, ź und die mit ihnen gebildeten Aspiraten oder Assibilaten ć (d. i. tś wie c gleich ts ist) und dź. Der erstere Bestandtheil der letzteren sind die dentalen Stummlaute t und d, nach deren Aussprache die Zunge sehr leicht in die Stellung kommt, die für die, den zweiten Theil dieser Lautverbindungen bildenden Spiranten ś und ź passend ist, wie dies ja auch bei den verwandten Gruppen ts', dz' und ts, dz der Fall ist. Wie verhält es sich nun aber mit diesen Lauten ś und ź? Wollte jemand sie mit unserem deutschen Alphabete ausdrücken, so würde er, was das ś betrifft, schwanken, ob das ch (z. B. im Worte Sichel, wo ch wegen des folgenden i fast palatal gesprochen wird) oder das sch diesem Laute näher stehe; jenes ch aber zischt zu wenig, dagegen ist sch viel zu zischend, zu grob. Ebenso ist für das ź weder j noch das unserem Alphabete fehlende z' (franz. j) passend. Vielmehr liegen jene Laute in der Mitte zwischen den eben angeführten, bekannten Lauten. Sie werden hinter den Lingualen gesprochen, doch noch nicht ganz am Gaumen, ś mit engerem, ź mit weiterem Kanale. Stumm-

laute dieser Klasse kenne ich nicht. Ueberhaupt scheint nur die labiale, dentale und gutturale Qualität für die festen Stummlaute geeignet, alle anderen haben etwas Gekünsteltes an sich; sie sind auch, wenigstens im Indogermanischen, nicht ursprünglich und degeneriren im Verlaufe der Zeit sehr leicht.

Rückt nun die Stelle, an welcher die verschiedenen Quantitäten erzeugt werden, noch etwas weiter nach hinten zu, so kommen wir an die eigentlichen Palatalen. Gehen wir hier von den uns bekannten Lauten aus, so wird es nicht schwer sein, sich durch eigene Beobachtung zu überzeugen, dass die Spirans j und der Vocal i mit Annäherung der Zunge an die Gaumengegend hervorgebracht werden; man fühlt dies nicht nur, sondern man kann es auch vor dem Spiegel sichtlich wahrnehmen, wenn man die in Rede stehenden Laute mit möglichst geöffneten Lippen spricht; Letzteres ist möglich, da die Lippen bei der Hervorbringung dieser Laute nicht thätig sind. Von den dem i zunächst verwandten Vocalen spricht sich e mehr hinter dem Gaumen nach dem a zu und ü entsteht durch Mitwirkung der Lippen; ü ist ein durch eine engere Mundöffnung gedämpftes i, (man spreche i-ü, so wird man dies beobachten); ebenso verhält sich das ö zum e. Die Laute ö und ü sind Palatallaute (e und i) unter Mitwirkung der Lippen erzeugt, wie das o ein a bei genäherten Lippen. Sind die eben angeführten die einzigen rein palatalen Laute unserer Muttersprache, so ist das Sanskrit daran desto reicher, indem es ausser dem Vocale und der Spirans (य) dieser Qualität noch einen Sibilanten ç (श), einen Nasal, ñ (ञ) den harten und weichen Stummlaut k', g' (च, ज) und die Aspiraten k'h, g'h (छ, झ) aufzuweisen hat. Was die Tradition über die Aussprache dieser Buchstaben anbetrifft, so ist die herkömmliche Aussprache des ñ (ञ), wohl passend für den Laut, welcher entsteht, wenn man da, wo bei der Aussprache

des j die Zunge am meisten sich dem Gaumen nähert, einen völligen Verschluss macht und in der oben beschriebenen Weise einen Nasal spricht. Es ist dies der Laut des franz. gn in Cologne, campagne, des poln. n' in bron' u. s. w. Folgt auf dieses palatale ñ ein Vocal, so glaubt man fast nj zu hören, es entsteht durch die Oeffnung des Verschlusses eine Art Spirans, dies gilt ebensowohl vom franz. ng als vom skr. (ञ) ñ.

Ein palatales l hat zwar nicht das Sanskrit, wohl aber haben es andre Sprachen aufzuweisen; famille z. B. klingt nicht familje, sondern der Auslaut ist einfach und zwar ein am Gaumen gesprochenes l. Ob es auch ein solches r giebt, vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben, da ich die Aussprache des z. B. in den celtischen Sprachen vorkommenden durch i afficirten r nicht kenne.

Das skr. ç *) (श) lässt sich als Sibilant am Gaumen hervorbringen, wenn man die Ritze bei j möglichst verengert und der bei einiger Uebung auf diese Weise sich ergebende Zischlaut palataler Qualität lässt sich allenfalls noch mit der Tradition über die Aussprache des श vereinbaren.

Anders verhält es sich mit der Reihe k', k'h; g', g'h (च, छ; ज, झ), von denen wir k'h und g'h jedoch nicht besonders zu besprechen brauchen, da die skr. Aspiraten von den entsprechenden Stummlauten nur durch den stärker nachströmenden Hauchlaut sich unterscheiden. Für die Laute च, k' und ज, g' nun hat v. Raumer unwiderleglich dargethan, dass die traditionelle Aussprache derselben als ts', ds' oder dz' (dental-linguale Gruppen s. o.) für die ältere Sprachperiode durchaus unrichtig ist und dass sie vielmehr in der Blüthezeit des Sanskrit einfache Consonanzen echt

*) Das franz. ç ist zwar kein palataler, sondern ein rein dentaler Zischlaut, die Schreibart ç jedoch passend, da sie an den gutturalen Ursprung des skr. श erinnert.

palataler Qualität waren, also Laute, die dann entstehen, wenn wir da, wo bei j (der palatalen Spirans) die Ritze am engsten ist, ganz schliessen und verfahren, wie bei der Aussprache der Stummlaute zu verfahren ist. Es entstehen Laute, die dem k und g am nächsten stehen, die aber einen leisen Nachhall haben, der sich bei allen Mutis, ausgenommen den gutturalen, dentalen und labialen, schwer vermeiden lässt und der aus einer leisen Andeutung der Spirans gleicher Qualität, hier also des j, besteht. Er entsteht durch die Oeffnung des Zungenverschlusses. Bei einiger Uebung ist es nicht schwer, diese Laute hervorzubringen, welche dann beinahe klingen wie kj, gj. Dass solche palatale Laute überall da als Zwischenstufen anzunehmen sind, wo Gutturale in Dentale übergehen, werden wir später berühren. Wie nur durch die Annahme solcher echt palatalen, einfachen Laute sich die Erscheinungen erklären, die man an den skr. च, ज u. s. w. wahrnimmt, wie dagegen die Aussprache tsch und dsch Alles verwirrt, möge man bei v. Baumer selbst nachsehen. Aus jenem leisen Nachhalle der echten Palatalen entwickelte sich jedoch im Laufe der Zeit der linguale Zischlaut, so wie der stummlautende Bestandtheil seine Qualität veränderte und zu t oder d ward, an welches t oder d sich die lingualen Spiranten s' und z' sehr leicht anschliessen. Im Bisherigen habe ich g', k' etc. meist in ihrer jüngeren Geltung als Doppellaute gebraucht.

Den Palatalen am nächsten stehen die Gutturalen; auch fehlt es nicht an Lauten, die zwischen beiden Qualitäten in der Mitte stehen. Man spreche z. B. kalb, kind; sache, sichel und man wird finden, dass, wenn man k in kalb und ch in sache als wirkliche gutturale Tenuis und Spirans gelten lässt, das k in kind und das ch in sichel eigentlich nicht mehr guttural sind, sondern mehr nach vorne, halb und halb palatal gesprochen werden. Die gutturale Reihe ist nun sehr reich an quantitativen Unterschieden, die Tenuis erscheint sogar in doppelter Abstufung; ausser dem

gewöhnlichen k giebt es noch das weiter hinten in der Kehle zu sprechende, also auch qualitativ verschiedene, orientalische ق. Bei leiserem Verschlusse in der Kehle entsteht g; bei blosser Annäherung der Wände die ganze Reihe von Spiranten vom härtesten ch (خ) bis zum leisesten h; durch die Verbindung des blossen Hauches h, der aber, wenn er ungebrochen aus der Kehle kommt zugleich die leiseste Gutturalspirans ist, mit k und g entstehen die sanskr. Aspiraten kh, gh (ख, घ); ist der Hauch gefärbt, d. h. in der Kehle selbst schon durch Annäherung der Wände mehr gebrochen, so erhalten wir die altgriechische Aspirate χ (vgl. o. p. 130); der Verschluss mit Ausstossung der Luft durch die Nase giebt das gutturale n; Stimmritzenanstoss mit gutturaler Modification den Vocal a; endlich lassen sich selbst die bei l und r erforderlichen Proceduren mit der Zungenwurzel in der Kehle vornehmen und es entsteht dadurch das gutturale polnische ł (das auch in deutschen Dialecten, z. B. im hennebergischen um Meiningen, vorkommt) und das gutturale r, das sich ebenfalls in deutschen Dialecten findet, dem Französischen nicht fremd ist und wenigstens dialectisch die Aussprache des arab. غ zu sein scheint*).

Zur gutturalen Classe gehören ferner noch das h oder der Spiritus asper und der Spiritus lenis. Beiden hat man seltsamer Weise ihre Geltung als Buchstaben vielfach abgestritten. Das h haben wir schon oben als den weichen Gutturalspiranten bezeichnet; zwischen dem härtesten ch (خ) und dem weichsten h (ه) ist nur ein gradueller Unterschied, wo soll nun die Gränze sein? Auch das schwächste h ist ein für sich vernehmlicher Laut, warum soll seine graphische Bezeichnung nicht Buchstabe genannt werden, wie der gra-

---

*) De Sacy Grammaire arabe„ T. I. p. 46. Le غ répresente une articulation, qui participe de celle de l' r et du g. C'est ainsi que les Provençaux prononcent l' r en grasseyant.

phische Ausdruck aller andern Laute? v. Raumer meint im Worte hâr z. B. töne h mit a zugleich, töne so lange fort als das a, falle mit dem Vocal zeitlich zusammen; dies ist entschieden nicht an dem, man spreche nur das Wort aus, so wird man finden, dass mit dem Eintritte des a das Sausen des h aufhört; v. R. hat hier falsch beobachtet, a in hâr ist gerade wie a in par, beide Worte unterscheiden sich nur durch den, dem ar vorhergehenden und für sich wohl vernehmbaren Laut. Luft wird freilich zu jedem Laute ausgestossen und dies mag Anlass zu jener irrigen Annahme gegeben haben; man kann auch so viel Luft ausstossen, dass man das Sausen derselben, also meinetwegen ein h, aber auch ebensogut bei grösserem Zusammendrücken der Kehle ein ganz hartes ch zugleich mit dem Vocale hört; man kann ja auch bekanntlich zugleich mit dem Vocale Luft durch die Nase stossen und eine Art Nasal zugleich mit dem Vocal aussprechen. Ist also das h desswegen kein Buchstabe, weil man zugleich mit ihm einen Vocal sprechen kann, so fallen mit ihm alle Gutturalspiranten und der gutturale (palatale) Nasal; und da andere Spiranten ebenfalls zugleich mit manchen Vocalen hervorgebracht werden können (so spricht sich z. B. i leicht zugleich mit s), alle Spiranten überhaupt. Wenn Raumer sagt: „sobald der Spiritus asper ein für sich vernehmbarer Laut wird, ist er in hh übergegangen“, so liegt dem eben die bei einem so scharfen Beobachter unbegreifliche Ansicht zu Grunde, der Spiritus asper sei für sich nicht vernehmbar.

Auch der Spir. lenis ist ein für sich vernehmbarer Laut und sein graphisches Zeichen (Alef) ein Buchstabe. Dass man keinen Vocal ohne Spiritus lenis aussprechen kann, ist wahr, aber dennoch ist dieser Spiritus etwas für sich Vernehmliches. Im Semitischen steht er in unzähligen Fällen ohne Vocal, wie jeder andere Consonant (رَأْسٌ) ebenso kann er verdoppelt werden (رَأَّاس qui pecorum mactatorum

capita venundat; سَآل fem. ة, frequenter rogans). Nach einiger Uebung gelingt es ihn ganz vernehmlich, selbst verdoppelt, auszusprechen, auch ohne Vocal. Man bringt ihn vom Vocale gesondert hervor, wenn man thut, als ob man einen Vocal aussprechen wolle, ehe aber der Ton eintritt, plötzlich die zusammengepressten Organe wieder aus einander gehen lässt. Da er durch wirklichen Schluss der Organe hervorgebracht wird, so ist er nicht leiseste Spirans, sondern leiseste gutturale Muta, auch ist er momentan, nicht dehnbar wie die Spiranten. Er stellt eine Lautquantität dar, die bei den andern Qualitäten sich in entsprechender Weise nicht vorfindet, da bei ihnen durch die Oeffnung des Verschlusses immer die eigentliche Muta, wenn auch in kaum vernehmbarer Weise entsteht *).

Die hier besprochenen Laute finden sich in der beigefügten Tabelle übersichtlich zusammengestellt.

---

*) Dass ich in dieser, nur des Folgenden wegen hier eingeschobenen Uebersicht mich jeglicher positiven wie negativen Bezugnahme auf die Werke eines Kempelen, Rapp, Bindseil, Seyffarth u. a. enthielt, möge man mit dem Streben entschuldigen, diese beiläufige Uebersicht nicht über die Gebühr auszudehnen.

Bezeichnung der Qualität.	Einfache Consonanten. Mutae Tenuis	Mutae Media	Spiranten Tenuis	Spiranten Media	L-laute	R-laute	Nasale	Consonantische Diphthongen. Aspiraten mit reinem Hauche		Aspiraten mit gefärbtem Hauche	Diphthongische Consonanten-gruppen		Vocale
Gutturale	k	g	ch	h	ł polon.	r (غ)	n (ङ)	kh	gh	χ (khch)	kch		e a
Palatale	k'	g'	ç (श)	j	ł lett.	ŕ	ñ	k'h	g'h				i
Palatal-Linguale			s'	z'							c'	dz'	
Linguale	t'	d'	s'	z'	l	r	n'	t'h	d'h		ts'	dz'	ö
Dentale	t	d	s	z			n	th	dh	ϑ (ths)	ts	dz	ü o
Dental-Labiale			ϑ neogr. f	δ neogr.									
Labiale	p	b	v	w			m	ph	bh	φ (phv)	pf		u

Zetacismus.

Nach dem Bisherigen wird es nun nicht schwer sein, die oben historisch aufgezählten Beispiele des Zetacismus in ihrer Entstehung zu begreifen. Wir bezeichneten mit diesem Namen die Wirkung, die ein Konsonant von einem folgenden, seltener von einem vorhergehenden Palatalspiranten oder Palatalvocale erfährt. Diese ist, wie wir im Folgenden sehen werden, überall eine assimilirende. Der Zetacismus fällt somit ganz in das Gebiet der Assimilation. Ich erinnere hier an die oben im Systeme nachgewiesene Continuität der quantitativen und qualitativen Lautscala, weil alle Assimilation durch continuirliche Lautveränderung entsteht. Man darf nie ausser Augen lassen, dass z. B. zwischen k und t eine Kette von Lauten sich befindet und dass also ein k in ein t durch allmählichen qualitativen Lautwuchs übergehen konnte so gut, als ein k in die leiseste Spirans h durch qualitativen. Die lautgeschichtlichen Veränderungen hat man sich alle als ganz allmähliche Uebergänge zu denken, von denen die Schrift nur gewisse Puncte fixirt hat; auf die Sprachlaute findet das *πάντα ῥεῖ* volle Anwendung. Dass nur ein solches organisches Wachsen der Sprachlaute, nicht aber eine sprungweise Veränderung denkbar sei und mit der historischen Erfahrung in Einklang stehe, dafür hat v. Raumer (a. a. O. §. 7 f.) die unwiderleglichen Beweisgründe zusammengestellt. Die hier zu erläuternden zetacistischen Assimilationen zeigen die Allmählichkeit des Werdens meist ganz offenbar, oft hat sogar die Schrift mehrere Stufen erhalten. Für die Assimilation ist nun das doppelte Verhältniss, in welchem die Laute überhaupt zu einander stehen, massgebend; sie ist entweder quantitativ oder qualitativ; oder Beides zugleich, je nachdem die Laute durch Veränderung ihrer Quantität oder ihrer Qualität oder beider zugleich sich näher an einander anschliessen. *Λεκτός*, *λεχθείς* z. B. für *λεγ-τος*, *λεγ-θεις*

(λέγω) gehört zur quantitativen, impello für in-pello zur qualitativen Assimilation, in ar-ripio für ad-r. tritt die dentale Media t nicht nur in die linguale Qualität, sondern auch in eine andere Quantität über. Ausser dieser Eintheilung bieten sich jedoch noch andere dar, z. B. je nachdem der erste oder zweite der sich berührenden Laute verändert wird, oder beide; je nachdem sich die Laute unmittelbar berühren oder mittelbar u. s. w. Dieselben Eintheilungen gelten nun auch für den Zetacismus. Da nun bei genauerer Betrachtung sich einige Fälle finden, in welchen der Consonant durch j oder i mehr anscheinend als in Wirklichkeit verändert wird, welche aber doch theils der Vollständigkeit wegen angeführt werden müssen, theils auch desshalb, weil eine scharfe Abgränzung unmöglich ist — in ζ d. h. dz z. B. für δj ist das d zwar eigentlich nicht verändert, in der späteren Aussprache des ζ aber als eines Spiranten tritt eine solche Veränderung allmählich hervor — so schien mir folgende Anordnung die passendste, weil sie am besten dazu geeignet ist, die verschiedenen Grade der durch j und i herbeigeführten Entartung vor Augen zu stellen.

1) Beide Laute bleiben im Wesentlichen unverändert, der Consonant nimmt aber einen Hülfslaut an, der als Bindeglied dient.

Hierher gehören die slawischen Lautgruppen plj, blj, wlj, mlj, oder pl′ u. s. w. für pj oder p′ (p. 96.), in welchen das linguale l die Verbindung zwischen der labialen und palatalen Qualität herstellt; ferner kj für k, gj für g vor i und verwandten Vocalen im Isländischen und Dänischen (p. 80.), der eingeschobene palatale Consonant j dient hier zu gleichem Zwecke wie das l im ersteren Falle.

Was das kj und gj betrifft, so sind k und g in dieser Gruppe die hohen, nach den Palatalen zu gesprochenen k- und g-Laute, j stellt jenen Nachhall dar, der sich so leicht bei palatalen und verwandten Lauten einstellt. Dass ein solcher

Laut sich allmählich aus k, g vor i entwickeln konnte, ist einleuchtend; für den beigebrachten slawischen Lautwechsel ist eine allmähliche Entstehung weniger klar, aber dennoch eine solche vorauszusetzen.

2) Der Consonant bleibt im Wesentlichen unverändert, das j assimilirt sich ihm qualitativ. Es entstehen so consonantische Diphthonge.

Wenn im Littauischen (p. 87) und Magyarischen (p. 113) tj zu ts' wird, so ist der palatale Spirant j in den, der dentalen Muta t näher stehenden und desshalb auch leichter mit ihr zusammenzusprechenden lingualen Spiranten s' allmählich übergetreten; im ital. *z* (ts) für tj ist der Spirant sogar bis zur dentalen Qualität vorgerückt. Ganz analog ist der Hergang bei der Media; dj wird dz' (ital. p. 75. engl. p. 79 litt. p. 87) und dz, im Griech. ζ und Italiän. *z* (p. 75). Der Spirant richtet sich nach der Quantität der Muta, er wird weich bei der Media, hart bei der Tenuis. Dies ist ein durchgreifendes Gesetz. Hierher rechne ich auch, so paradox es auf den ersten Anblick erscheinen mag, die Prakritgruppen k'k' (च्च) für tj; k'k'h (च्छ) für thj; g'g' (ज्ज) für dj und g'g'h (ज्झ) für dhj.

In diesen Fällen ist nämlich gewiss nicht mehr an die ursprüngliche Geltung der Zeichen च, ज etc. als echter Palatalen (vgl. p. 136 f.), zu denken; die Entstehung zweier echten Stummlaute, z. B. k'k' aus einem Stummlaut mit Spirant (tj) ist auch dem Gange lautgeschichtlicher Entwicklung zuwider, in der wohl ein Stummlaut zur Spirans herabsinkt, eine Spirans aber nicht zu einem einfachen Stummlaute aufsteigt. Der Grund davon erhellt aus dem, was p. 124 über das Verhältniss von Muta und Spirans beigebracht ist. Auch die gewöhnliche Ansicht, dass diese Gruppen aus der Assimilation der T-laute mit dem in g' (dz') verwandelten j entstanden seien, hält nicht Stich. Denn 1) würde tg' thg'h (d. i. tdz', thdz') doch wohl g'g', g'g'h, nicht aber k'k', k'k'h

geworden sein, 2) ist es nicht wahrscheinlich, dass erst nachdem das j einer so mächtigen Veränderung erlag, jene Gruppen anfingen sich zu bilden, vielmehr lehrt die Sprachengeschichte, dass zuerst das j in Verbindungen wie tj, dj etc. corrumpirt wird, das freistehende j dagegen sich viel länger hält, ehe es ein d vor sich annimmt, mit dem es dann zur Gruppe dz' sich verbindet. Vielmehr ist anzunehmen, dass die Gruppe tj durch qualitative Assimilation des j zu ts' ward, dessen t, wie in der entsprechenden Gruppe cci- im Italiänischen, leicht eine geschärfte Aussprache bekommt und daher in der Schrift (wie cci) durch k'k' ausgedrückt wird, eine Schreibweise, die sich auch noch dadurch empfahl, dass die ursprüngliche Zweiheit der Laute und Charaktere auch graphisch bewahrt ist. Die Buchstaben k'k' (च्च) sind demnach nicht ts'ts', sondern tts' zu lesen. Bei thj ward die gutturale Aspiration beibehalten, welche sich ja jedem consonantischen Laut anschliessen kann, daher k'k'h, tts'h. In dj — g'g', ddz', dhj — g'g'h, ddz'h zeigt sich ganz derselbe Process, nur dass der Zischlaut in Gemässheit der vorangehenden Muta medial ist. In dem vereinzelten Sanskritbeispiele जू (g'û) für djû ist wohl auch schon die Aussprache des g' als dz' anzunehmen und dasselbe auf die angegebene Weise zu erklären.

3) Der Consonant, welcher vor j oder i vorhergeht (seltner, wenn er ihm folgt) wird verändert, j oder i u. s. w. bleiben. Dieser Fall findet am häufigsten vor sylbebildendem Palatalvocale statt.

A. Quantitative Veränderung des Consonanten; er wird zum Diphthonge oder selbst zur Spirans.

Sehr häufig findet sich in den Sprachen (so im Griechischen p. 57. Finnischen p. 114) die dentale Spirans vor i statt der ursprünglichen dentalen Muta. Wie haben wir uns dieses Herabsinken genauer zu denken?

Das i erfordert eine sehr enge Ritze, die von Zunge

und Gaumen gebildet wird. Spricht man nun z. B. in ti das t recht stark und hart und doch das i unmittelbar darnach, so erzeugt der stark und ununterbrochen strömende Hauch leicht eine Art Zwischenton zwischen t und i. Während nämlich die Zunge nach der Aussprache von t von den Zähnen abspringt und sich nach dem Gaumen zu zieht, kommt sie in eine Lage, die der Hervorbringung eines Spiranten günstig ist; es kommt ein Laut zum Vorschein, der etwa durch t-hs'-i dargestellt werden kann; durch hs' wird jener leiser Zwischenklang zwischen dentalem t und palatalem i bezeichnet. Je härter das t, je stärker also der ihm nachströmende Hauch, desto stärker der Zwischenton, der jedoch auch nach der Media sich einstellen kann. Ist die Sprache einmal auf diesen Weg gerathen, so entfaltet sich jener Anfang einer Spirans immer weiter; es entsteht daraus zunächst ts'i, oder wenn die Dentalis die Spirans völlig in ihre Qualität zieht ts-i (zi) slaw. (p. 97) ital. (p. 74); bei der Media dz'i, dz-i slaw. (p. 97) walach. (p. 75). Je breiter die Spirans hervortritt, desto mehr nimmt sie der vorausgehenden Muta, der Verschluss wird immer schwächer, bis er am Ende ganz schwindet. Ein bekanntes Beispiel einer auf Kosten eines Stummlauts sich entfaltenden Spirans ist das engl. th; in einigen Fällen hört man noch die dentale Muta, in andern nur die dental-labiale Spirans. Dieser Process, der Uebergang von ts in s, dz in z u. s. w., ist sehr häufig, wir werden ihn noch mehrfach zu erwähnen haben. Auf diese Weise haben wir uns den Uebergang der dentalen Muta vor i in ihre Spirans zu denken.

Aehnlich verhält es sich mit dem Uebergange des r in rz, p. 49. Steht rz für rj, so ist einfach die Spirans j in die Qualität des r, die linguale, übergetreten und hat sich dann auf Kosten des r so entfaltet, dass von ihm nicht viel übrig geblieben ist; steht rz für r vor i, so hat sich eine solche Spirans als Zwischenton eingestellt, wobei wohl die Analogie der ersteren Fälle (rj) nicht ohne Einfluss gewe-

sen sein mag. Uebrigens ist man im Slawischen nie vor Einschiebung eines j sicher, i selbst gilt als ji, genau genommen reducirt sich also Alles auf rj und würde also eigentlich weiter unten zu besprechen sein. Sahen wir hier das r einen Palatalspiranten in seine Qualität vorziehen, so wird dagegen ein dem r folgendes dentales s nicht selten durch das r in die linguale Qualität zurückgezogen; so spricht man in manchen deutschen Dialecten wärsch, andersch u. s. w. für wars, anders.

B. Der Consonant rückt in eine andere Qualität ein, ohne seine Quantität aufzugeben.

Die Gutturalen sind mit den Palatallauten i (mit seinen Verwandten e, ö, ü) und j ganz besonders unverträglich, sie treten oft in die linguale und dentale Classe über. Denn die Palatalen selbst, in welche die Gutturalen zunächst übergehen, sind nur Uebergangslaute, sie sind zu künstlich, um lange Stand zu halten und entwickeln sich stets zu bequemeren, festeren, weiter vorn im Munde belegenen Lauten. Folgende Uebergänge bieten demnach der Erklärung keine Schwierigkeit, und lassen sich leicht als allmählich geworden auffassen.

ch wird (p. 75) polnisch ś, ein fast palataler Laut; Altslaw. s̓.

k wird t, schwedisch (p. 81); g wird d, magy. (p. 112). Die Mittelstufen (k-k′-t′-t) sind hier nicht in der Schrift erhalten.

Die dentalen Laute s und z nähern sich dem Gaumen und werden daher poln. ś und ź (p. 97); s geht lettisch (p. 89), altslawisch und polnisch (p. 97), ersisch (p. 85), italiän. (p. 75), ossetisch (p. 70), chinesisch (p. 118) mongolisch (p. 112), mandsch. (p. 111), in das linguale s'; z, die sibilans media dentalis lett., altslaw. und poln., mandsch. in die sibilans media lingualis über.

Auffallend ist der Uebergang von ts' und dz' vor i in ts und dz im Mandschu (p. 110 f.). Es kommen zwar beide

Laute als Resultate zetacistischer Entstellung vor j und i vor, aber Erstere stehen doch dem Gaumen näher als Letztere.

Als qualitative Veränderung kann in gewisser Weise auch die Aussprache des t und d gelten, wenn sie im Slawischen jeriirt werden: t', d'. Das j tritt hier so nah mit dem Consonanten zusammen, dass dieser etwas weiter hinten nach dem Gaumen zu gesprochen wird.

C. Der Consonant verändert Beides, Quantität und Qualität.

Oben schon sahen wir, dass sich die Gutturalen ein j als Bindelaut vor i u. s. w. beilegen. Uebt dieses j einen stärkeren Einfluss auf die vorhergehende Muta aus, so rückt sie bis zur dentalen Classe vor, es entsteht tj für k (schwedisch p. 80, ossetisch p. 70); dj für g (osset. p. 70). Das g erweicht sich auch ganz zur palatalen Spirans j, so im Altfries. (p. 78), Dän. (p. 80), Schwed. (p. 81), ja selbst in den Vocal i in deutschen Dialecten (p. 78).

Rückt k und g vor i etc. zur Palatalis vor, welcher fast stets eine leise Spirans nachhallt und gleitet diese Spirans zugleich mit der Muta in die vorderen Regionen des Mundes, so entstehen aus k-i, g-i zunächst die echt palatalen Laute (vgl. oben) k'-i, g'-i, die fast wie k'j-i, g'j-i klingen, hieraus entwickeln sich durch qualitatives Rücken die festeren Laute ts'-i, dz'-i, oder, wenn die Spirans dental wird, tz-i, dz-i. Auf diese Weise wird k zu ts', slaw. (p. 96), italiän. (p. 73), neugriech. (p. 58), engl. (p. 79), arab. (p. 109), chines. (p. 118), oder zu ts, slaw. (p. 96), lett. (p. 88), ital. und walach. (p. 73), mandschu (p. 110).

g zu dz', engl. (p. 79), ital. (p. 74); oder zu dz, lett. (p. 88), mandsch. (p. 110).

Die Spirans verdrängt auch wohl gänzlich den Stummlaut und bleibt allein übrig.

So wird k zu sz, altfries. (p. 77); zu s, engl. (p. 79), franz. (p. 73).

g zu z', franz. (p. 74), slaw. (p. 96), oder zu z, slaw (p. 96).

sk wird dann zu s', indem sich beide Laute assimiliren, der Uebergang ist sk'j-sts'-s'; so im Schwed. (p. 81), Ital. (p. 75), oder, wenn die Spirans, wie wir schon oft sahen, dental wird, zu scharfem s; so franz. (p. 75).

Die dentalen Muten gehen den unter 3, A beschriebenen Weg. Der Hülfslaut setzt sich entweder als reines j fest — t wird tj; d, dj, irländ. (p. 83), schwed. (p. 81), oder er wird lingual, ts' für t und dz' für d, ersisch (p. 83. 84). Letzteres auch in einem Beispiel im skr. स्युत्, d. h. dz'jut für djut. Umgestellt finden sich die Laute dz' in z'd, im Altslaw. (vgl. p. 97). Die Spiranten verschlingen auch den Stummlaut und es bleibt nur s' für t, z' für d, so lett. (p. 89), russisch (p. 97). Die slawische Gruppe s'ts' (szcz, p. 97) für t enthält eine Art Epenthese des Spiranten.

Für das Slawische bemerke ich, dass sich die Fälle, in welchen diese Veränderungen durch ein mit dem Consonanten verschmelzendes j hervorgerufen werden, nicht scharf scheiden lassen von denen, wo sie durch den seinen Platz behauptenden folgenden Vocal entstehen. Manches, was hier aufgeführt ward, hätte auch unter 4, C erwähnt werden können. Der Erklärung ist diese Unsicherheit nicht von Nachtheil, da eben jene Entstellungen nur dadurch Platz greifen, dass sich zwischen Consonant und folgendes i eine Art Spirans einschleicht; ob diese nun von Aufang an da war (j) oder nicht, der weitere Verlauf bleibt derselbe. Desswegen werde ich unter 4, C Manches auslassen, um Wiederholungen zu ersparen.

4) Beide Laute verändern sich, um sich gegenseitig zu nähern. Das j, oder seine Aequivalente unterliegen nur qualitativen Veränderungen, der Consonant dagegen sowohl qualitativen als quantitativen.

A. Quantitativer Wechsel des Consonanten. Er sinkt

auf die oben beschriebene Weise (durch Diphthongisirung), zur Spirans seines Organs herab, die palatale Spirans rückt in dieselbe Qualität nach.

Auf diese Weise entsteht aus ϑj, σσ; ϑ steht dem σ schon ziemlich nahe, aber auch τj geht in dieselbe Gruppe σσ über; auch im Franz. (p. 74) hat bisweilen s (ss, ç), und im Span. z einen ähnlichen Ursprung aus älterem tj.

Dass im Italiänischen (p. 75) sj zu dz' wird, erscheint als ein später Lautwechsel durch Analogie bedingt und namentlich dadurch, dass sich das j selbst schon eine unorganische Stütze durch ein vorgeschlagenes d zulegte, welches d seinerseits wieder das j in die linguale Classe (z', dz') vorzog (vgl. p. 49).

Hierher gehören auch die neugriechischen ζ (= z), die aus ursprünglichem dj entstanden sind: dj-dz'-dz-z.

B. Der Consonant assimilirt sich qualitativ, die palatale Spirans kommt ihm auf demselben Wege entgegen.

So vereinigt sich sj — dentale und labiale Spirans — im Mittellaute s', der lingualen Spirans; engl. (p. 97), schwed. (p. 82); der Uebergang von

kj in ts', ital. (p. 73), tibet. (p. 116) und in ts, ital. und wal. (p. 73), so wie der Wechsel von

gj und dz', ital. (p. 74), engl. p. 79), tibet. (p. 113) und dz (ζ), griech. (p. 41 f.), poln. (p. 97) ist oben schon erklärt (vgl. p. 149).

Selbst die Labialen nähern sich dem palatalen j durch Uebergang in die ihnen benachbarten Dentalen, welchen das j seinerseits durch Vorrücken in die linguale Qualität sich assimilirt.

So wird aus

pj — ts', ital. (p. 76), tibet. (p. 113)

bj — dz', ital. (p. 76), tibet. (p. 113);

im Tibetischen wird der Gruppe phj ihre gutturale Aspiration bei diesem Processe erhalten, sie geht in ts'h über. Im Franz. wird aus mj ñz' mit palatalem n, dieselbe Gruppe

vereinigt sich vollkommen im Tibetischen, wo vom j Nichts bleibt, sondern der Ńasal nur palatal wird, mj wird also ñ, dasselbe findet im Slawischen statt beim dentalen n; nj wird ñ (n'), im Lettischen ņ, ebenso im Ersischen (p. 85) und in romanischen Sprachen da, wo franz. gn nur den einen Laut des palatalen n ausdrückt und aus nj entstanden ist. Ebenso bewirkt das verschwindende j, dass ein l in die palatale Qualität übertritt, slawisch. l', lettisch ļ, franz. ll mouillé. Im Ersischen (p. 85) und Lettischen scheint auf gleiche Weise ein palatales r zu entstehen, das im Lettischen ŗ geschrieben wird (p. 90). In diesen Fällen hat sich die Palatalspirans j mit den vorausgehenden Liquiden und Nasalen vollständig vereinigt und nur der Ungeübte spricht in diesen Lauten das j noch wirklich aus.

C. Der Consonant unterliegt zugleich quantitativer und qualitativer Veränderung.

Dieser Fall tritt namentlich dann ein, wenn von den unter 4, B aufgezählten Gruppen nur der Spirant übrig bleibt.

So ist im Griechischen σσ aus κj und χj ja selbst aus γj entstanden; kj-tj-ts-ss mögen etwa die Stufen der Entwicklung sein. Von tj und cj ist im Englischen (p. 79) nur s', von gj im Franz. (p. 74) nur z', von kj im Franz. (p. 73) nur s und im Span. (ebend.) nur z geblieben; im Magyarischen s's' für tj ist ebenfalls der Stummlaut verloren, aber eine Verdoppelung des Spiranten eingetreten. Das Neugriechische ζ (= z), wenn es aus γj entstanden ist (gj-g'j-dj-dz'-dz-z) gehört ebenfalls hierher und steht dem eben erwähnten σσ als Media zur Seite. Ebenso erklärt sich franz. und tibet. (p. 116) s' (ch) aus pj, z' aus bj; wenn z' im Französischen aus vj entstanden ist (p. 76), ist vielleicht bloss ein gegenseitiges Entgegenkommen im Laute s', nicht aber der Verlust eines Stummlauts anzunehmen, obwohl das italiänische dz' für vj einen solchen als unorganischen Eindringling zeigt.

Oben ist beim Prakrit der Wechsel von rj und g'g' (skr. आर्य, ârja, venerabilis, prakr. अज्ज ag'g'a) vergessen worden, es scheint dies ein ganz später Wechsel zu sein, der allerdings voraussetzt, dass das j sich bereits durch Vorschlag eines d zu g' (dz') verdichtet habe.

Uebersieht man die eben erläuterten Lautveränderungen, so zeigt sich, dass von allen den Lauten, welche die Sprachengeschichte als die ältesten und ursprünglichsten annimmt, kein einziger verschont bleibt. Ist so die Bedeutung unseres Gesetzes im Allgemeinen nachgewiesen, so wenden wir uns noch einmal zur griechischen Sprache, von welcher wir ausgingen, zurück; sehen wir zu, was sich aus dem Zusammenhalten der allgemeineren Ergebnisse mit dieser bestimmten Sprache in Bezug auf einige specielle Fragen ergiebt.

Ueber die Aussprache des griechischen ζ.

Erinnert man sich an das, was im Bisherigen über das Ineinanderfliessen der Laute und über den allmählichen, aber nie stille stehenden Lautwuchs gesagt ward, so wird man leicht ermessen, dass die Frage nach der Geltung des Schriftzeichens ζ im Allgemeinen nicht durch Hinweisung auf einen bestimmten Laut, sondern nur durch die Aufstellung einer Lautreihe beanwortet werden kann. Bekannt ist die heutige Aussprache des ζ — das neugriechische ζ kommt dem Laute, den wir mit z bezeichnen (franz. z, mediale Dentalspirans) sehr nahe; es ist sehr weich (medial), nur etwas säuselnder als gewöhnlich das z gesprochen wird — bekannt ist ferner der Ursprung des ζ aus γj, δj, wir haben also Anfang und Ende einer Lautreihe; γj, δj-z. Nehmen wir vor der Hand an, wir wüssten von den Mittelstufen gar Nichts und müssten sie erschliessen, so würden wir nach den an. anderen Sprachen gemachten

Erfahrungen und nach dem, was über die Natur der menschlichen Lautorgane feststeht, eine Kette annehmen, die von der einfachen Spirans z hinaufführt zu einem älteren dz, in welchem noch die ursprüngliche Muta erhalten ist, und was ζ aus δj betrifft, bei welchem nur die Spirans in die Qualität des δ übergetreten ist, welcher Uebergang auch als ein allmählicher gedacht werden muss; für γj hätten wir noch das Vorgleiten des γ in δ vorauszusetzen, was der Entstellung des j in Sibilanten in der Regel vorauszugehen scheint (vgl. osset. p. 70, schwed. p. 80, magyar. p. 112). Wir hätten also in jener Kette ungefähr folgende Hauptglieder anzunehmen:

$$\left.\begin{array}{r} \gamma j - g'j - dj \\ \delta j \end{array}\right\} - dz' - dz - z.$$

Die Glieder mit j mögen vor die Einführung der Schrift fallen, da sie sonst durch γι und δι, nicht aber durch ζ würden bezeichnet worden sein; dz' beruht ebenfalls auf blosser Voraussetzung, existirt muss es haben, wenn auch nur für kurze Zeit, da eben j nicht zu z werden kann, ohne durch das zwischenliegende linguale z' hindurchzugehen, dz aber, oder ein ihm doch sehr nahe stehender Laut, ist als Geltung des ζ in der eigentlich classischen Zeit anzunehmen, während die Periode, in welcher dz seinen Stummlaut verlor, scharf anzugeben schwierig sein dürfte, wie dies ja in der Natur der Sache selbst liegt.

Wir erschlossen eben für ζ den Werth dz. Bringen wir hierfür einige Zeugnisse bei. Den Stoff zu erschöpfen, würde jedoch eine besondere und gewiss nicht kleine Aufgabe sein, wir werden uns demnach mit einer Skizze begnügen müssen.

ζ ist in der altgriechischen Sprache ein Doppellaut und macht als solcher Position; bei Homer kommen nur zwei Ausnahmen von dieser Regel vor, nämlich bei den zwei Eigennamen *Ζελείῃ* und *Ζάκυνθος*, welche nur so in den Vers

zu bringen waren, z. B. ἄστυ Ζελείης, ὑλήεσσα Ζάκυνθος, ὑλήεντι Ζακύνθῳ, οἵ τε Ζάκυνθον. Dieser Doppellaut ist dz.

Hierfür spricht die Analogie der anderen Sprachen. Das im Neugriechischen übrig gebliebene z (franz. z) weist auf ein vorhergehendes dz hin; wie das französische s (avarice) ein älteres ts (avarizia, z hier = ts) das franz. j (z', jour) ein älteres dz' (giorno, gi = dz') u. s. w. voraussetzt, so auch das neugriechische z ein älteres dz. Die Verbindungen gj und dj gehen auch in anderen Sprachen in dz über: z. B. poln. sied, praes. mit -ie, siedze, für siedie, ital. mezzo, medius; poln. droga, dat. drodze für drogie u. s. w.

Ferner ist ein unumstösslicher Beweis für die Geltung dz gegeben dadurch, dass ζ in seiner Umstellung σδ giebt, wie ψ und ξ zu σπ und σκ umgestellt werden (vgl. p. 42); σ vertritt in der Gruppe σδ, das dem griechischen Alphabete mangelnde z.

Dass aber ζ nicht etwa σδ ausgesprochen worden ist *), wie man abenteuerlich genug behauptet hat und vielleicht noch hier und da behauptet, ist schon daraus ersichtlich, dass die Aeolier (was die Dorier betrifft, so vgl. man Ahrens de dial. dor. §. 12. 1.) es zu σδ umsetzen. Die Aeolier unterschieden sehr genau zwischen σδ und ζ, denn in gewissen Worten brauchen sie immer ζ, in anderen immer σδ (Ahrens de diall. aeol. §. 7, 4). Es heisst sonach den alten Griechen einen Wahnwitz aufbürden, wenn man behauptet, sie hätten ζ wie σδ gesprochen. Aber weil man nur die wenigen ζ genetisch zu erklären vermochte, die wirklich aus σδ entstanden sind (vgl. p. 42), von der Entstehung der grossen Masse der anderen aber keine Ahnung hatte,

---

*) Wiewohl Buttm. (ausf. gr. Gr.) mit dem σδ nicht fertig zu werden weiss, so hat ihn doch sein Sprachgefühl auf die richtige Aussprache des ζ hingeführt.

klammerte man sich an jene Einzelheiten an und erhob die Ausnahme zur Regel; eine vielbeliebte Praxis der alten Grammatik. Dass vielmehr ζ einen von σδ verschiedenen Klang gehabt habe, bezeugen auch die Stellen der Grammatiker, wo sie von Verwandlung des ζ in σ und δ sprechen, z. B. Herodian im Etym. M. 181, 44. ἀγνάσδημι... τροπῇ τοῦ ζ εἰς σ καὶ δ. Keinesweges wird von Dionys. Halic. (de comp. verbb.), dessen Zeugnisse ihrer Wichtigkeit wegen hier mitgetheilt und betrachtet werden sollen, gesagt, ζ werde wie σδ gesprochen, vielmehr stellt es es überall mit ψ nnd ξ zusammen, schreibt ihm jedoch einen sanfteren Klang zu, was ja auch vollkommen trifft, da es nicht τσ, sondern dz ist. Wenn Dionysius an der einen Stelle (l. l. p. 166 ed. Schaefer.) das σ dem δ voranstellt, so mag dies, woferne der Text hier richtig ist*), daher gekommen sein, dass ihm Fälle wie Ἀθήναζε, Ἀθηνασδε vorschwebten und er zugleich auf die scheinbare Etymologie des ζ hinweisen wollte; hätte man aber wirklich ζ wie σδ gesprochen, so hätte Dionysius es unmöglich mit ψ und ξ zusammenstellen können, ohne die Verschiedenheit mit Worten hervorzuheben. Plato würde im Kra-

---

*) Ceterum quod apud Dionysium in libro περὶ συνθέσεως ὀνομάτων legitur ζ ualere σδ, eum sane locum non dubito affirmare ab iis esse corruptum, qui ex aliorum grammaticorum opinione restituendum putarunt. Id enim apparet ex eo, quod paullo post, quum inter se tres duplices litteras comparat, suauissimam esse dicit ζ, quia reliquae duae, nempe ξ per κ, ψ vero per π sibilum efficiant, quae ambae sunt tenues: ζ vero sensim et leniter spiritu adspiretur. Ex quibus verbis quis illud non videat, duplicium litterarum naturam ex sibilo aestimari? quod fieri non potest in ζ, si ut σδ pronuncies, nam ita futurum esset, ut non σ, sed δ potissimum audiretur, et a σ praecedente minime leniretur ad suauissimum illum sibilum exprimendum. Hauercamp. Sylloge scriptor. qui de linguae graecae pronunt. scrips. I. p. 65. 385 f.

tylus p. 427 das ζ gewiss nicht *πνευματῶδες* genannt und mit φ (= phv), ψ und σ zusammengefasst haben, hätte es ihm σδ gegolten. Die Laute φ, ψ endigen in eine Spirans σ ist reine Spirans, sie sind also sämmtlich dehnbar und der Hauch (die Spirans) tritt bei ihnen stark hervor; zu solchen Lauten passt σδ gar nicht, vollkommen gleichartig ist ihnen aber ζ = dz. Auch Aristoteles (Metaph. XIV, 6) stellt ξ, ψ, ζ als gleichartige *συμφωνίαι* neben einander. Die eben citirte Stelle des Dionysius lautet: *τρία δὲ διπλᾶ* (scil. *ἡμίφωνα*), *τό τε ζ, καὶ τὸ ξ, καὶ τὸ ψ. Διπλᾶ δὲ λέγουσιν αὐτὰ, ἤτοι διὰ τὸ σύνθετα εἶναι, τὸ μὲν ζ διὰ τοῦ σ καὶ δ, τὸ δὲ ξ διὰ τοῦ κ καὶ σ, τὸ δὲ ψ διὰ τοῦ π καὶ σ* u. s. w. *). Dagegen hebt er gar keinen Unterschied hervor in folgender Stelle (p. 168) *τρία δὲ τὰ λοιπὰ ἡμίφωνα μικτὸν λαμβάνει τὸν ψόφον, ἐξ ἑνὸς μὲν τῶν ἡμιφώνων, τοῦ σ, τριῶν δὲ ἀφώνων, τοῦ τε κ καὶ τοῦ δ καὶ τοῦ π*; und in folgender Stelle endlich, wo er gerade die Verschiedenheit des ζ hervorheben will, kommt seine Angabe nur darauf hinaus, dass das ζ, weil medial (*ψιλῶν ὄντων ἀμφοτέρων*, nämlich ψ und ξ), sanfter klinge. Hätte eine so totale Verschiedenheit zwischen ζ auf der einen und ψ und ξ auf der anderen Seite bestanden, wie sie von denen statuirt wird, die ζ wie σδ aussprechen, so hätte dies Dionysius in dieser Stelle sicher bemerkt, zumal er sich gerade durch eine scharfe Beobachtung auszeichnet. Dass in dieser letzten Stelle (p. 172 f.) der Grammatiker nur die mediale Natur des ζ als Unterschied von den anderen beiden Gruppen hervorgehoben habe, hat Seyffarth (de sonis litt. graec. p. 568) richtig ausgesprochen. Dionysius sagt nämlich: *τριῶν δὲ τῶν ἄλλων γραμμάτων, ἃ δὴ διπλᾶ καλεῖται, τὸ ζ μᾶλλον*

---

*) Ebenso Sext. Empiric. aduers. Mathem. 1, 5, 103. *συνεστηκέναι γάρ φασι τὸ μὲν ζ ἐκ τοῦ σ καὶ δ, τὸ δὲ ξ ἐκ τοῦ κ καὶ σ, τὸ δὲ ψ ἐκ τοῦ π καὶ σ.* und bei Dionys. Thrax. in Bekk. Anecd. p. 632.

φθάνει τὴν ἀκοὴν τῶν ἑτέρων. τὸ μὲν γὰρ ξ διὰ τοῦ κ, τὸ δὲ ψ διὰ τοῦ π τὸν συριγμὸν ἀποδίδωσι, ψιλῶν ὄντων ἀμφοτέρων, τοῦτο δ' ἡσυχῇ τῷ πνεύματι δασύνεται, καὶ ἔστι τῶν ὁμογενῶν γενναιότατον. Wie hätte Dionysius das ψ und ξ als dem ζ ὁμογενεῖς aufführen können, wäre letzteres σδ und nicht dz ausgesprochen worden?*)

Indessen fehlt es nicht an Zeugnissen griechischer Grammatiker, die unzweideutig die Aussprache des ζ als σδ angeben, ein solches giebt uns z. B. Heracleides bei Eustath. ad Hom. Od. p. 1563, lin. 42 seqq.: ὅς (scil. Heracleides) εἰπὼν ὡς Σικελοὶ τὸ ἀρκτικὸν σ ᾧ ἕπεται τὸ σίγμα εἰς τ μετατιθέασιν, ἐπάγει ὅτι οὕτω τὴν τοιαύτην ἀκολουθίαν ἐκεῖνοι σώζουσιν, ὥστε κἂν μὴ ἕπηται τὸ σίγμα φύσει ἀλλ' ἔξωθεν παρεισπέσῃ, ὁμοίως ποιοῦσι. τὸ γοῦν ἔχω, ἴσχω φασὶ καὶ τὸ ὕπω, ὕσπω καὶ ἐνίσπω. οὕτω δὲ καὶ τὸ ἕζω ὅθεν τὸ καθέζομαι, ἴζω λέγουσι διὰ τὸ φύσει ἑπόμενον σίγμα τὸ ἀρκτικὸν τῆς συνθέσεως. τὸ γὰρ ζῆτα ἐκ τοῦ σίγμα καὶ δέλτα σύγκειται. Ebenso Etym. Gud. s. v. ἀρίζηλος: ζ ἐκ τοῦ σ καὶ δ σύγκειται. Ferner sagen die Scholl. zu Dion. Thrax. Bekk. Anecd. p. 780: ὅταν δὲ ἤθελον συγγράψαι λέξιν ἔχουσαν τὴν τοῦ ζ ἐκφώνησιν, ἔγραφον τὸ σ καὶ τὸ δ ἀντὶ τοῦ ζ, ὥσπερ νῦν εὑρίσκομεν παρὰ τοῖς Δωριεῦσιν. cfr. ib. p. 114. 115. Etym. M. p. 412, 1. ἰστέον ὅτι τὸ ζ διαλύουσιν οἱ Δωριεῖς εἰς σ καὶ δ.

Solcher Stellen liessen sich noch mehrere beibringen. Ihnen Glauben zu schenken verbietet uns schon die Thatsache der dialectischen Umstellung von ζ und σδ, und gerade diese Thatsache scheint die Grammatiker zu ihrer Ansicht bestimmt zu haben (vgl. die eben angeführte Stelle aus den Scholl. zu Dion. Thrax.). Wie konnte aber ein solcher Irrthum Platz greifen? Erinnern wir uns, dass das ζ frühzei-

---

*) Quinctilian instit. orat. XII, 10, 27. bezieht sich nicht auf das ζ, wie noch Seyffarth de son. litt. gr. p. 569. annimmt; cfr. Schneider, lat. Gr. p. 380.

tig seine diphthongische Natur einbüsste und zum einfachen Sibilanten wurde (z. B. *Ζμύρνα* vgl. p. 160). Dies hatte zur Zeit jener Grammatiker sicherlich schon stattgefunden. Dass aber ζ ursprünglich ein Doppellaut, die Aussprache wie z (mediale Sibilans) also unrichtig sei, wusste man wohl; es galt also seine eigentliche Geltung zu erschliessen und hier gaben nun jene Fälle wie *Ἀθήναζε* aus *Ἀθηνασδε* und wie wir bei den Scholl. zu Dionys. Thrax. sahen, selbst seine Verwandlung in *σδ* bei Aeoliern, Doriern den Anlass seine Aussprache als *σδ* anzunehmen.

Die Angaben römischer Grammatiker über Geltung und Aussprache des aus dem Griechischen entlehnten ζ finden sich in Schneider lat. Gramm. w. s. (cfr. Vossii Aristarch. ed. Foertsch. I. p. 21). Neben der richtigen Ansicht von der Aussprache des ζ als ds und der für das spätere Latein wenigstens in gewissen Fällen richtigen Geltung des z als ts finden sich das beliebte aber rein erschlossene *σδ* und mit ungleich grösserem Rechte eine einfache Sibilans als Werth des z angegeben.

Ebenso natürlich, als diese Differenzen, werden wir es finden, wenn z zwar von den Meisten als Doppellaut, von Andern aber als theils doppelter, theils einfacher Laut und endlich als entschieden einfacher Laut beschrieben wird. Das oben erschlossene allmähliche Uebergehen des Lautes dz in z findet in diesen Widersprüchen seine Bestätigung. Entschieden falsch ist nur die Angabe ζ gelte *σδ*, oder habe je diese Geltung gehabt; die Unrichtigkeit dieser Angabe erhellt auch aus Folgendem.

Das Italiänische hat dem z seine ursprüngliche Geltung bewahrt. Die Geltung des italiänischen z als dz oder selbst ts, die doch auf die des ins Lateinische herübergenommenen ζ basirt ist, erklärt sich nur aus der Aussprache des ζ als dz. Nimmermehr konnte sie aus ζ = sd oder z entstehen. Selbst der harte italiänische Laut ts ward, seiner ähnlichen Entstehung wegen, mit z bezeichnet, z hat so

im Italiänischen die doppelte Geltung dz und ts (mezzo, nazione).

Allein ziemlich frühe schon muss das ζ wenigstens theilweise zum Aufgeben seines stummlautenden Bestandtheiles hingeneigt haben. Eine genauere Untersuchung hierüber dürfte nicht ohne Interesse sein, ich habe eine solche jedoch nicht versucht. Dass das Herabsinken von dz zu z ganz dem Gange der Lautgeschichte entspreche, sahen wir schon oben. Bei Eustath. p. 217. l. 24. p. 228. l. 26. finden sich mehrere Fälle aufgezählt, in welchen vor β, und besonders vor μ anstatt des σ ein ζ geschrieben ward, *ζβέσαι, ζμύρνα, ζμικρός* u. s. w. Lucian (indic. vocall. cap. 9. ed. Reiz.) lässt das σ darüber Klage führen, dass ihm das ζ den Smaragd und das ganze Smyrna weggenommen. Dieselbe Orthographie ζ vor β und μ zeigen einige Inschriften. Selbst vor folgendem Vocale findet sich bisweilen ζ für σ. Z drückt hier offenbar den dem σ entsprechenden einfachen medialen Zischlaut aus, und diese Orthographie kann nur aufgekommen sein zu einer Zeit, wo auch in anderen Fällen ζ seine Natur als consonantischer Diphthong bereits verloren hatte.

Auch bei den Septuaginta gilt ζ als einfacher medialer Dentalspirant, entsprechend dem hebräischen ז, das gewiss nicht als dz (oder ds, wie Seyffarth de sonis litt. graec. meint), sondern aus hier nicht zu entwickelnden Gründen mit Ewald (hebr. Gramm. 2te Aufl. §. 81) als z zu bestimmen ist, wie denn auch das entsprechende arabische ذ wenigstens dialectisch (De Sacy Gramm. arabe §. 37) dieselbe Geltung hat. Die Syrer übertragen das griechische ζ durch ihr dem hebräischen ז entsprechendes ܙ, cfr. Seyffarth. l. l. p. 288. (*Ζήνων* = ܙܐܢܘܢ ; *ζητήματα* = ܙܛܡܛܐ. Beispiele des dem ז entsprechenden ζ sind besonders bei den LXX. sehr häufig, z. B. 1 Chron. 5, 8. עָזָז, *Ἀζούζ* u. s. w. *).

*) In *Ἔσδρας* LXX für *Ἔζρας*, אזרא ist wohl das δ euphonische

In der Uebertragung von אשדוד und seinen Derivaten sind die LXX, dem Beispiele des Herodot gefolgt (vgl. p. 42); ζ für שד lässt sich nur erklären zu einer Zeit, in welcher ζ noch dz galt, und dann auch für die Lautgruppe σδ stehen konnte, an deren Wechsel mit ζ das griechische Ohr vollkommen gewöhnt war (vgl. p. 43).

Auch in der Uebertragung von Namen aus anderen morgenländischen Sprachen drückt ζ einen blossen Spiranten aus, z. B. *Ζαδάδρης*, skr. शतद्रु (çatadru), Lassen de Pentapot. ind. p. 10. 34, während in dem ebenfalls bei Ptolem. (und im Peripl. mar. erythr.) vorkommenden *Ὀζήνη*, skr. उज्जयिनी (ug'g'ajinî), das ζ für dz' steht und also wohl noch in seiner älteren Geltung dz aufzufassen ist. Ferner *ὄρυζα*, pers. ارز orz, talmud. אורז, skr. व्रीहि, vrhi; cfr. Pott. etym. Forsch. 2, p. 168. Pott und Roediger, Kurd. Stud. in Zeitschr. f. d. K. d. M. III. p. 159. f. — *Ζωροάστρης* (Plutarch, Numa cap. IV. Agathias ed. Bonn. p. 117), *Ζαθραύστης* (Diod. Sic. 1, 94), neupers. زردشت, zerdus't; Zend (nach Bopp, vergl. Gramm. p. 210). Adjectivum 𐬰𐬀𐬭𐬀𐬚𐬎𐬱𐬙𐬭𐬌 zaratustri (V. S. p. 86), Zaratustricus. — *Ζαράγγοι* oder *Ζαραγγαῖοι*, Arrian. exped. Alex. III, 25. VI, 27; das *Z* entspricht dem medialen z, 𐬰 des Zend, altpers. 𐏀; Burnouf, Comm. sur le Yazna, notes et éclairciss. p. XCVII.; das entsprechende Zendwort ist 𐬰𐬀𐬭𐬀𐬌𐬌𐬀𐬢𐬵, zarajañgh; altpers. 𐏀𐎼𐎣, zaraka, Niebuhrs Inschr. I. lin. 15. 16. Inschrift von Bisutun, Col. I. Zeile 16. Inschr. v. Nakshi Rustam lin. 24. u. s. w. u. s. w.

Als mediale Dentalspirans gebraucht ferner Ulfilas das ζ; der ihm entsprechende harte Laut ist σ. Wir sind nunmehr ganz zu der neugriechischen Geltung des ζ gekommen.

Einschaltung, vgl. *ἀνδρός* für *ἄνρος*; *μεσημβρία* für *μεσημρια*; *ἐσλός*, *ἐσθλός* u. a.

Wollen die Neugriechen den Laut des deutschen z (ts) ausdrücken, so bedienen sie sich der barbarischen Schreibweise τζ.

Das σσ muss, wie diese seine Schreibweise beweist, viel früher seinen stummlautenden Bestandtheil eingebüsst haben als das ζ. Die zu erschliessenden Vorstufen fallen also sämmtlich vor die Fixirung der Sprache durch die Schrift. Σσ aus γj (p. 52. 54) ist eigentlich anorganisch, es ist wohl durch Analogie hervorgerufen, woferne wir nicht etwa solchem σσ die mediale Quantität zz zuschreiben wollen, wie ja auch italiän. z sowohl ts als dz gilt.. Der von Curtius (Tempora und Modi p. 107) ausgesprochenen Vermuthung σσ habe die Geltung sch (s̓) gehabt, pflichte ich nicht bei; der rein dentale Laut ist eben so gut möglich als der linguale. Wiewohl es sich aus dem Obigen ergiebt, so will ich doch die Uebergangsstufen, welche die bis zu σσ herabgekommenen Lautgruppen durchgemacht haben müssen, hierhersetzen.

κj (γj) - k'j - tj
χj — k'hj-thj
τj
ϑj
} - ts̓ - ts - ss.

Welche Stelle nimmt das Altgriechische in der Sprachengeschichte ein?

Es ergab sich uns das Resultat, dass der Zetacismus nur in den jüngeren Sprachen zu Hause ist. Er verdankt ja seine Entstehung einer Entstellung des Ursprünglichen. Wir fanden die älteren Repräsentanten des indogermanischen Sprachstammes, Sanskrit, Zend, Altpersisch, Latein, Gothisch, frei von dieser Entartung, wir sahen auf der anderen Seite aber auch, wie sie in den neueren Descendenten einer jeden Familie unseres Sprachstammes mehr oder weniger verhee-

rend eingedrungen ist. Auch ausserhalb des indogermanischen Sprachstammes bemerkten wir ein ähnliches Verhältniss. Es mag nach solchen Erfahrungen daher nicht mit Unrecht ausgesprochen werden, dass das Vorhandensein unseres Lautgesetzes in einer Sprache als Kennzeichen ihres Verfalles, als ein Symptom der Altersschwäche betrachtet werden kann, welches eine Sprache, in der es sich findet, zu einer neueren, zu einer abgeleiten (prâkrita) stempelt. In der altgriechischen Sprache hat aber der Zetacismus bereits ein sehr weites Feld gewonnen und ich nehme schon aus dieser Ursache keinen Anstand, das Altgriechische für eine vielfach entstellte, keinesweges dem Sanskrit, Latein etc. an Alterthümlichkeit und Bewahrung des Ursprünglichen gleichkommende Sprache zu erklären. Ist das wohl zu viel gesagt von einer Sprache, die zwei im Indogermanischen so bedeutende und häufige Laute, wie j und v, völlig eingebüsst hat und einen 3ten, das s, in vielen Fällen ebenfalls ausstösst? Mag das Griechische im Reichthume der grammatischen Formen und in treuer Bewahrung derselben manche seiner Schwestern übertreffen, in lautlicher Beziehung steht es weit unter jenen oben genannten. Muss man nicht die griechischen Formen erst förmlich zurückübersetzen, ehe man sie zur Vergleichung brauchen kann? Ἕζομαι z. B. lässt sich mit skr. sad und latein. sedeo nur durch ein zu erschliessendes älteres σεδjομαι vermitteln, ὄις mit ovis litt. awis nur durch ein älteres ὄϝις; Formen wie τύπτῃ für τύπτεσαι und ähnliche sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt u. s. w. Kommen solcher Entstellungen mehrere in einem Worte zusammen, was nicht selten der Fall ist (ἕζῃ z. B. für älteres sedjesai), so vermehrt sich natürlich die Unkenntlichkeit der betreffenden Wörter.

Jene vor der Einführung der Schrift liegende Epoche der griechischen Sprache, in welcher sie mit den genannten Schwestern auf gleicher Lautstufe stand, auf welche man nach bestimmten Gesetzen schliessen kann, in welche

man die griechischen Worte erst zurückübersetzen muss ehe man sie zur Vergleichung gebrauchen kann, nennen wir die pelasgische, die spätere dagegen die hellenische. Pelasgisch wird hier in dem, den Alten selbst geläufigen Sinne von priscus gebraucht, wir wenden es von jener Zeit an, von der Herodot (VIII, 44) sagt: *Πελασγῶν ἐχόντων τὴν νῦν Ἑλλάδα καλεομένην.* Für das Pelasgische gelten auch noch nicht die Unterschiede der Dialecte. Eine solche Spaltung ist selbst erst eine Wirkung der Zeit. Was sich in jedem Dialecte als ursprüngliches Gut erkennen lässt, das suchen wir mit Hülfe der Sprachvergleichung auf und bestreben uns es zusammenzufügen zu einem möglichst vollständigen Bilde der Mutter der unter sich ziemlich unähnlichen Kinder. Dieses erschlossene Urbild des Griechischen — das Pelasgische — ist nun dem Sanskrit etc. coordinirt und zur Vergleichung tauglich.

Die hauptsächlichen Lautrückungen in consonantischer Beziehung liegen für das Griechische in der Epoche, die der hellenischen vorausgeht, sie charakterisiren durch ihr Eintreten jene 2te Epoche, die für das Griechische, so weit es uns in Schriftdenkmälern vorliegt, freilich als die älteste erscheint, weil diese gewaltige Bewegung schon vorüber ist. Desshalb sind sich das Altgriechische und Neugriechische lautlich so ähnlich, während das Lateinische erst später jene gewaltsamen Metamorphosen durchmachte, denen das Griechische schon in einer Epoche unterlag, die uns durch Schriftdenkmale gar nicht bezeugt ist. Schnell entartete die von einem lebhaften Volke viel gebrauchte Sprache, welcher verhältnissmässig lange Zeit hindurch die Hemmung des Verderbs abging, welche die allgemeine Einführung der Schrift und eine Nationallitteratur nothwendig mit sich führt. Denn erst spät gewann die Schrift allgemeinere Anwendung, wie ja fast Alles, was einer Nation von Aussen gebracht wird; *ὀψὲ καὶ μόλις ἔγνωκαν οἱ Ἕλληνες φύσιν γραμμάτων* sagt Flav. Josephus.

Streng gesondert ist somit die pelasgische Periode von der hellenischen schon durch die Sprache, aber nicht durch die Sprache allein.

Jene pelasgische Periode griechischen Lebens ist es, welcher die der mythisch-persönlichen Religion vorausgehende Naturreligion zukommt; wie aus der späteren Sprache die frühere, so schält sich aus den späteren Mythen der alte Kern heraus. Das Epos steht an der Schwelle der hellenischen Periode, das wegen Mangels an Schrift verlorene liturgische Lied priesterlicher Sängerschulen bildet die Poesie der Urperiode. Wenn die späteren Phasen des Lebens der Griechen und der Inder unleugbar viel Uebereinstimmendes zeigen, so gilt auch der Schluss auf eine Uebereinstimmung beider Völker in der Periode, die jene späteren bei beiden im Wesentlichen analogen Entwicklungsphasen vorbereitete. Im Griechischen ist aus jener Urperiode fast Nichts, im Indischen sind aus der ältesten Zeit unschätzbare Reichthümer gerettet. Nehmen wir für die Pelasger eine Poesie und Religion an, analog der Poesie und Religion, die uns im Vêda entgegentritt, so sind wir durch einen anscheinend kecken Analogieschluss ungefähr zu derselben Anschauung urgriechischen Wesens gelangt, zu welcher auch eine auf griechischem Boden selbst, ohne Vergleichung des Lebensganges verwandter Nationen, gepflogene Untersuchung geführt hat. Sprache, Religion und Poesie, das gesammte Wesen der Griechen, haben wir uns in jener pelasgischen Periode verschieden zu denken von dem späteren, welches wir aus schriftlichen Denkmälern kennen.

Klar in die Augen fällt nun, wie schon gesagt, die Analogie des Hellenischen mit anderen späteren, abgeleiteten Sprachen, besonders mit dem Romanischen. Ich erinnere an den Verlust des j, den es mit romanischen und abgeleiteten indischen Sprachen gemeinsam hat, an die Verwandlungen des j, den Zetacismus. Es würde gewiss zu einer reichen Ausbeute führen, wenn man Altgriechisch (Hellenisch)

und Romanisch (beiläufig auch andere abgeleitete Sprachen) darauf ansähe, was sie Gemeinsames in ihrer Entwicklung bieten. Ich führe hier nur das Wenige an, was mir gerade in den Sinn kommt. In μεσημβρία ist das β gerade so eingeschoben zur Erleichterung der Aussprache, wie in nombre, numerus; chambre, camera. — Pelasgisches u wird hellenisch υ wie lateinisches u zu französischem u (spr. ü). — Der Diphthong ου (ursprünglich ou zu sprechen wie holländisch ou) ist oft ebenso durch Consonanteneinwirkung und Ausfall des Consonanten (ν) entstanden, wie französisches und niederdeutsches ou; λέουσι, λέγουσι u. s. w. aus λεον-(τ)σι, λεγονσι, wie coucher aus colchier (collocare), wie hout aus holt (Holz), koud aus kalt u. s. w. Dieses französische ou ist ebenso zu u herabgesunken, wie das griechische ου. — Auch das Romanische zeigt oft die im Griechischen consequent durchgeführte Ausstossung des v zwischen zwei Vocalen, z. B. aveva, avea, habebam etc. etc. Diese Beispiele liessen sich leicht sehr bedeutend vermehren, und würden dann den hinreichenden Beweis liefern, dass der von unserem Lautgesetze ausgehende Schluss auf den Prakritismus der griechischen Sprache kein falscher war.

———— ————

